

Kadell

Schlesische Monatshefte

III, 16.



Herausgegeben von Dr. Ernst Boehlich
Druck u. Verlag: Graß, Barth u. Comp. W. Friedrich
B R E S L A U

WILHELM
Opole

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

unter Mitwirkung von

Landesbaurat Dr. Burgemeister, Professor Dr. Hingze, Professor Dr. Hippe
Professor Dr. Seger, Geh. Archivrat Dr. Wutke

Herausgegeben von

Dr. Ernst Boehlich

Druck und Verlag: Graß, Barth & Comp. W. Friedrich, Breslau I, Herrenstraße 20

Alleinige Vertretung und Auslieferung für den Buchhandel:

Preuß & Jünger, Verlagsabteilung, Breslau I

Inhalt von Heft 3

Geh. Rat Prof. Dr. Max Koch / Sedor Sommers geschichtliche Dichtungen. Zu seinem sechzigsten Geburtstag, 21. September 1924

Kreis Schulrat Sedor Sommer / Volkenhain

Studienrat Dr. Konrad Olbricht / Die Eiszeit und die Landschaftsformen des schlesischen Flachlandes

Prof. Dr. Richard Kühnau / Die geschichtliche Sage

Prof. C. Dell' Antonio / Die Holzschnitzschule in Warmbrunn

Geheimer Archivrat Dr. Konrad Wutke / Stein und die Gräfin Keden (Fortsetzung)

August Friedrich Krause / Der Schulstreik. Erzählung

Gedichte von Hermann Gebhardt, Irma Erben-Sedlacek, Walther Steller

Von heute und ehemals

Prof. Dr. Paul Anstet / Das Großmutterideal des scheidenden Mittelalters

Dr. Ernst Boehlich / Das Paradies Franz von Wendrins

Dr. B. von Rieht'höfen / Zu dem Aufsatz „Neue Ausgrabungen in Schlesien“

Kunst

Bühne

Bücher

Die Schlesischen Monatshefte erscheinen monatlich einmal, jeweils um die Mitte des Monats, und sind durch die Post, durch jede Buchhandlung und durch den Verlag unmittelbar zu beziehen. Bezugsgebühren: 1 Mk. für das Heft, 3 Mk. vierteljährlich. / Alle Zuschriften in Redaktions-Angelegenheiten sind an den Herausgeber Dr. Ernst Boehlich, Breslau 5, Schwerinstraße 8 zu richten; Besprechungs-Exemplare werden ebenfalls dorthin erbeten. Inseratenanfragen sind an den Verlag: Graß, Barth & Comp. W. Friedrich, Breslau I, Herrenstr. 20 zu richten, Anfragen bezüglich buchhändlerischer Anzeigen an: Preuß & Jünger, Verlagsabteilung, Breslau I.

Akt K Nr 58 / 74 / CS

„Zbiory Śląskie“



Wehre dich Mittelstand!

**Niemand braucht mehr der hohen Kosten wegen
Arzt und Apotheke zu meiden**

Aufnahme bis zum 60. Lebensjahre.
Freie Arztwahl (ohne Krankenschein) Medikamente, Heilmittel, Kran-
kenhaus, Wochenhilfe, Zahnbehandlung, Operationskosten, Sterbegeld.

„Selbsthilfe“ Krankenversicherungen

Breslau 16, Tiergartenstraße 55/57



KSIEGARNIA

ANTYKWARIAT



30,-

033770

F



Wir fertigen in unserem, mit den neuesten Errungenschaften der
Technik ausgestatteten Betriebe Drucksachen jeden Umfangs
für Handel, Industrie und Privatbedarf in

BUCHDRUCK

OFFSETDRUCK

STEINDRUCK

Stadt- und Universitäts-Druckerei

GRASS, BARTH & COMP. W. FRIEDRICH

FERNRUF RING 6210 ♦ 6211 ♦ **BRESLAU 1** ♦ HERRENSTRASSE NR. 20

Kerns Illustriertes Buch der Patienzen 4 Bde.

Für Anfänger: Band I: 59 Spiele, 14. Aufl. in Schwarzdruck, gebunden G.M. 3.—; Band II: 60 Spiele, 6. Aufl. in mehrfarbigem Druck, elegant gebunden G.M. 4.—.

Für Geübtere: Band III: 200 Napoleon-Patienzen, 2. Aufl. in mehrfarb. Druck, elegant gebunden G.M. 4.—; Band IV: noch 200 Napoleon-Patienzen, in mehrfarbigem Druck, elegant gebunden G.M. 4.—. Auflösungen zu Band III und IV je G.M. 0.50.

Ein leichtfaßliches und bewährtes Lehrbuch des Patience-Spiels, das im In- und Ausland stark verbreitet ist.

Das Patience-Spiel ist ein Kartenspiel, das Jeder für sich spielt zur Erholung und Ablenkung.

Kerns Illustriertes Bridge-Buch

in feinem, mehrfarbigem Druck, elegant gebunden G.M. 4.—.

Theorie u. Praxis des Bridge-Spiels zur gründlichen Erlernung für Anfänger und Geübtere.

Kerns Illustriertes L'hombre-Buch

in feinem, mehrfarbigem Druck, elegant gebunden G.M. 2.—.

Theorie und Praxis des L'hombre-Spiels. Ein L'hombre-Katechismus für alle, die L'hombre spielen und L'hombre lernen.

Die Pflanze

Vorträge aus dem Gebiete der Botanik von Professor Dr. Ferdinand Cohn.

2 Bände (XII, 484 S., XI, 574 S.) mit vielen Abbildungen. 2. vermehrte Aufl., elegant broschiert G.M. 25.— in handgefertigtem Halbfranzband (Cassian) mit Goldschnitt G.M. 50.—.

Inhalts-Verzeichnis: I. Band: Botanische Probleme — Lebensfragen — Goethe als Botaniker — Jean Jacques Rousseau als Botaniker — Der Zellenstaat — Licht und Leben — Der Pflanzentalester Vom Pol zum Äquator — Vom Meerespiegel zum ewigen Schnee.

II. Band: Was sich der Wald erzählt — Weinstock und Wein — Die Rose — Die Orchideen — Insektenfressende Pflanzen — Botanische Studien am Meeresstrande — Die Welt im Wassertropfen — Die Bakterien — Unsichtbare Feinde.

Geschichte Breslaus

in kurzer Übersicht von Hermann Markgraf.

2. vermehrte Auflage, bearbeitet von Otfried Schwarzer, Bibliothekar an der Stadtbibliothek. IV, 150 S., elegant kartoniert G.M. 1.—.

Breslau um 1800

Von Friedrich Andreae. 60 S. mit 6 Abbild., eleg. geh. G.M. 0.50.

Urkundliche Geschichte der Breslauer Maler-Innung

in den Jahren 1345 bis 1523. Alwin Schulz. 225 S. Geh. G.M. 2.—.

Molluskenfauna von Schlesien

Herausg. m. Unterstützung d. Schles. Gesellschaft f. Vaterl. Kultur von E. Merkel VIII, 293 S., geh. G.M. 4.—.

Die Minerale Schlesiens

Von H. Traube, mit 30 Zinkographien, VI, 285 S., geheftet G.M. 5.—.

Charlotte Sommer in ihrer Doktorarbeit über „Die dichterische Gestaltung des Wallensteinstoffes seit Schiller“ (Breslau 1923) auch ihres Vaters Novelle „Hans Ulrich“ (Halle 1908) mitheranziehen.

In Schlesiens sah man bei dem Sturze des reichsten Grundherrn keineswegs einen Mitschuldigen des Friedländers, sondern einen Blutzengen des von Kaiser Ferdinand II. und seinen Jesuiten verfolgten evangelischen Glaubens. Sommer hat nicht so entschieden wie das Volks-empfinden und

Schnabel diese Auffassung durchgeführt, aber als eifriger, ja sogar gegen die Papisten unduldsamer Protestant erscheint Graf Schaffgotsch auch in Sommers Bericht. Ist doch das Thema der Schlesiens bewegenden Glaubenskämpfe Sommer ganz besonders am Herzen gelegen.

Zwar ist es ihm in der Erzählung

„Hussittenjahre“ (2. Aufl. Breslau, Verlag von Priebe's Buchhandlung 1924) wie bei „Hans Ulrich“

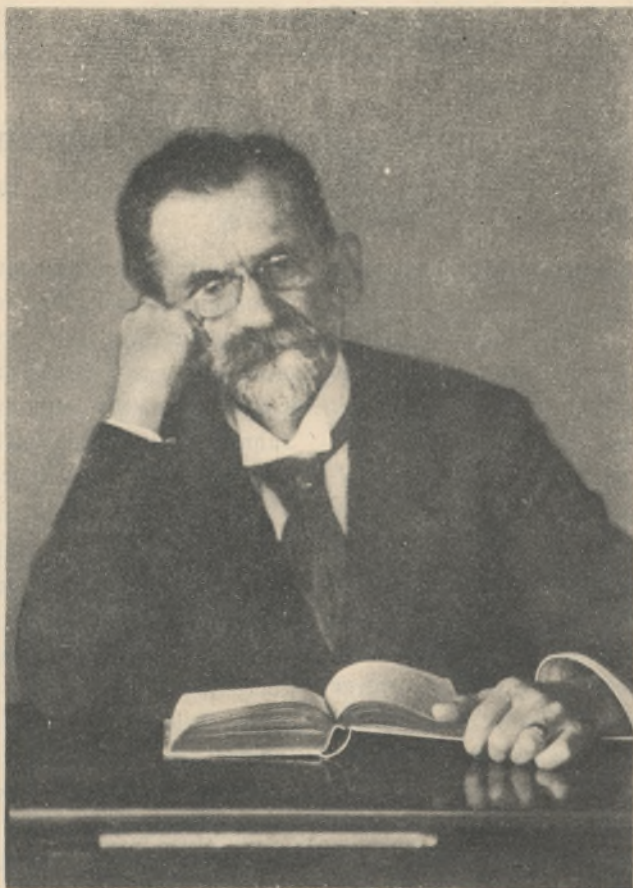
mehr um eine Rettung des Andenkens seiner verleumdeten Helden wie um den Glaubensstreit selbst zu tun. Er betont auch immer wieder, daß die hussitischen Krieger nicht so sehr aus Haß gegen „treue christkatholische Gottes- und Mariendiener“ als aus „Feindschaft des tschechischen Blutes gegen das deutsche, unser Land zu einem nimmer verlöschenden Scheiterhaufen zu machen“ suchten. Aber den Vorwand für allerlei Gewalt- und Schandtaten hat ja die christliche Religion leider jederzeit und aller Orten

abgeben müssen. So hat Sommer schon in seinem dreiaktigen Trauerspiele „Gielana“ (Drossen o. J.) vorgeführt, wie es im Jahre 688 dem eifrigen Glaubensboten St. Kilian nur mittelst eines durch den frommen Zweck geheiligten Betruges gelingt, die heidnischen Franken im „alten Würzburg“ zu dem neuen Gotte zu bekehren. Ein Dramatiker ist

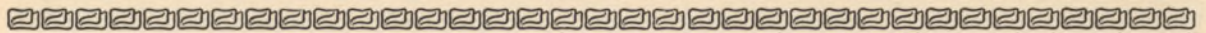
nun Sommer freilich nicht, wie er wohl selber rechtzeitig erkannt hat, obwohl sein Charakterbild „Pestalozzi [1799] in Stanz“ (Siegniß 1894) durch die ebenso geschichtlich getreue wie von warmherziger Bewunderung für den edelmütigen Volksfreund und großen Erzieher erfüllte Schilderung in Lehrerkreisen und auf Liebhaberbühnen solchen Erfolg errungen hat, daß bereits 1896 die 9. Auflage des Stückes notwendig wurde.

Mehr Begabung als in „Gielana“ zum Dramatiker hat Sommer, nachdem er 1899 eine anmutige Probe seines lyrischen Schaffens als „Auf der Wander-

schaft“ (Berlin, o. J.) veröffentlicht hatte, als Epiker erwiesen in seinem Jugendwerke „Der Friede am Berge. Ein Sang aus Schlesiens alter Zeit“ (Graudenz 1890). Das mit einem Widmungsgebichte „An meine Vaterstadt Hofenriedenberg“, der ebenso wie der „Burg Schweinhaus“ auch eines der Gedichte geweiht ist, eingeleitete Epos steht deutlich unter der Einwirkung von Scheffels frischem „Trompeter“ und Oskars von Redwitz süßlicher „Amaranth“. Ränke des bösen Komturs und



Adolf Sommer



Jungfrauenverführers in Brieg, eines nahen Verwandten des leidenschaftlichen Templers in Walter Scotts „Ivanhoe“, halten die beiden ritterlichen Liebespaare auseinander, bis der dem Vogelweider nachsingende blonde Walter und der düstere Herr des Tschehhauses endlich ihre Geliebten heimführen können und der alte Fluch der Fee vom Liskajee mit der Gründung des Städtchens Hohenfriedeberg sich freundlich löst.

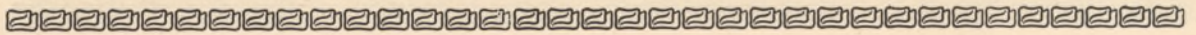
Aber Bedeutung und Vorzüge Sommers liegen nicht auf dem Gebiete metrischer Dichtung, sondern der Prosaerzählung. Die „Hussitenjahre“, welche ebenso wie die das Michael Kohlhaas-Motiv in unserer Gegenwart erneuernde Novelle „Ein wunderliches Eiland“ (Reclam 1914) nach Konrad Ferdinand Meyers Beispiel die Vorgänge einem Erzähler in den Mund legen, lassen wirklich einen Hauch der Vortragskunst und Geschichtsbelebung des Züricher Meisters verspüren. Und dieses Lob gebührt auch der zweiten der „alt-schlesischen“ Novellen, „Der Narr zu Brieg“.

Der ehemals vom Gymnasium zu Brieg relegierte Junker von Waldau ist in zuchtlosen Leipziger Studentenjahren derart verwildert und herabgekommen, daß er, der stolze Adelige, sich in böser Notstunde verführen läßt, das Amt eines Hofnarren beim Herzog von Brieg zu übernehmen. Voll grimmigen Meides sieht er seit dessen Vermählung mit einer Hohenzollern-Tochter seinen Einfluß bei dem jungen Herzog immer mehr schwinden und mißdeutet übelwollend jeden Schritt der ernstesten Fürstin, die als „das gute Dorf“ alle Herzen sich gewinnt. Die Novelle ist zugleich eine Huldigung für den im Brieger Schlosse betätigten lebhaften Kunstsinne der Pfaffen, und in dem armen Hofjunkerlein Friedrich von Logau tritt uns der lebenswürdigste Vertreter der schlesischen Dichterschulen entgegen. Waldau aber scheidet freiwillig aus dem Dasein, als er sich nicht länger der Anerkennung der Herzogin und dem erschütternden Gefühle eigenen Unwertes seines leichtfertig verspielten Lebens verschließen kann. Wollte Sommer in ihm ein Stück Christian Günthers, wie er in der Umwelt des angehenden 17. Jahrhunderts hätte werden können, vorführen? Eine edle Tochter des Brieger Fürstenhauses erscheint auch als Gemahlin und im Gegensatz zu der heiß-

blütigen tschechischen Verführerin als guter Geist an der Seite von Hans Ulrich Schaffgotsch. Das religiöse Motiv aber spielt auch in Junker Waldaus Lebenstragödie hinein, indem es Dorothea gelingt, in sanfter Weise ihren Gatten vom Luthertum zum Calvinismus hinüberzuleiten, wobei sie jedoch zum allgemeinen Erstaunen ein ihren Zeitgenossen fremdes Geltenlassen fremder Meinungen an den Tag legt und die Anwendung des unseligen Rechtsgrundsatzes von der Gewalt des Landesherrn, die religiöse Überzeugung seiner Untertanen zu bestimmen, vermeidet. Daß indessen gerade eine Fürstin aus dem Hause Hohenzollern für Schlesien dieses früheste Beispiel und Vorbild von Glaubensduldung gibt, erscheint in Sommers dichterischem Gesamtschaffen wie ein Vorklang eines seine Schriften durchziehenden Hauptmotives, des dankbaren Rühmens, wie mit Friedrichs des Großen Besitzergreifung Schlesiens religiöse Unterdrückung und Glaubensverfolgung aufhörten, um jeden nach seiner Façon selig werden zu lassen.

Wohl unter dem Eindruck von Karl Schönherrss so gewaltiges Aussehen erregendem „Glaube und Heimat. Tragödie eines Volkes“ (1910) ist bei Sommer „in der schweren Gemütsbedrängnis dieser letzten Jahre“ der Plan entstanden, seine Romane „Die Schwenkfelder“ (Halle 1911), „Das Waldgeschrei“ (2. Auflage Halle 1915), „Die Zillertaler“, welche er 1920 im „Daheim“ unterzubringen Aussicht hatte, als eine Romantrilogie aus der Gegenreformation „Um Glauben und Heimat“ zu vereinigen. An Stelle der letzteren müssen wir nunmehr vorerst den mehr politischen Roman „Unter dem Selbstherrscher“ (Breslau 1922; 5. Auflage 1923) ins Auge fassen.

Es gewährt für den dichterischem Schaffen nachspürenden eigenen Reiz, die knappen Andeutungen Sommers in seiner „Geschichte Schlesiens“ mit den Ausmalungen in den einzelnen Romanen und Novellen zu vergleichen. Gerade jetzt, nachdem der Deutschböhme Josef Nadler den Anteil „der deutschen Stämme und Landschaften“ als entscheidend für die Entwicklung unseres gesamten Schrifttums nachzuweisen versucht hat, wird endlich ein alter Wunsch erfüllt, und der Breslauer Privatdozent Hans Heckel, dem wir bereits die



Geschichte der wichtigsten schlesischen Zeitschrift, der „Provinzialblätter“ verdanken, ist im Begriffe, die so dringend notwendige „Geschichte der deutschen Literatur in Schlesien“ zu veröffentlichen. Und da müssen wir wieder rühmen, in wie prächtiger Weise Ernst Reiland den Werdegang der „noch zu jungen, kaum siebenhundert Jahre alten deutschen Kultur“ in Schlesien schildert.

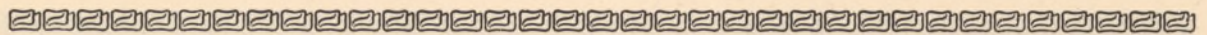
„Der Rhein und die Alpentäler haben mehr als zwölfhundert Jahre Vorsprung. Das macht etwas aus. Die Slavenzeit, die diesen siebenhundert Jahren voranging, bedeutet in poetischer Beziehung finstere Nacht. Dann kamen die Jahrhunderte friedlicher Eroberung durch das Deutschtum. Immerhin Jahre der Eroberung, der Mühe unhold. Dann kam ein kurzer Aufschwung“, — doch von der Dauer eines Jahrhunderts möchte ich einschalten — „aber er war voll Unnatur. Einen verschörnkeltten Bau errichteten die Poeten dieser Zeit. Sein Muster stammte von jenseit des Rheines, und der verhimmelteste unter ihnen, Herr Martin Opitz von Boberfeld, setzte diesem Bau die allerverschörnkeltteste Spitze auf. Und dann kam der lange Krieg, der unser Land zur Wüste machte, und dann die endlose Dämmerung habsburgischer Mißwirtschaft und endlich die scharfe preussische Zugluft, die erst einmal mit all dem Wust aufräumen mußte, der hier in jahrhundertalten Häusern aufgetürmt lag. Erst mußten Grundlagen eines Wohlstandes geschaffen werden, ohne den die Poesie nicht gedeihen kann. Poetische Naturen hat Schlesien in allen Jahrhunderten hervorgebracht, aber sie konnten in Schlesien selbst niemals recht gedeihen und holten ihre Stoffe meist aus Gegenden mit einer alten reichen Geschichte!“

Dieses Bekenntnis eines heute lebenden schlesischen Dichters, der alle seine Stoffe der von ihm liebend durchforschten Heimat entnahm, ist gerade in diesem Augenblicke besonders bedeutend. Hat doch Nadler bereits Nachprediker gefunden zu Gunsten seiner aller geschichtlichen Wahrheit parteitendenzlos ins Gesicht schlagenden Behauptung, für die Kultur Schlesiens sei die Loslösung von der alten reichen österreichischen Barokkunst ein Unglück gewesen. Scharf stellt solchem Gerede gegenüber Sommer in seinem in den Jahren 1755/56 spielenden Roman „Unter dem Selbstherrscher“ die habsburgische brutale Mißwirtschaft und die freilich oftmals recht unbequeme, aber heilsam fördernde preussische Erziehung einander gegenüber. Als der junge preussische König alte Ansprüche seines Hauses, deren Rechtskraft von Sommer in seiner schlesischen Geschichte höher an-

geschlagen wird, als dies gewöhnlich geschieht, mit den Waffen zur Geltung brachte, da rächten sich mit der Abwendung des größten Teils der schlesischen Bevölkerung von der bisherigen Herrschaft die „Greuel, die geschah'n auf diesem Boden“. Ebenso von Schlesiens wie von Böhmens Volk gelten die Worte des Schiller'schen Wallenstein:

„Mit Murren trägt's des Glaubens Tyrannei,
Die Macht hat's eingeschreckt, beruhigt nicht.
Und kann's der Sohn vergessen, daß der Vater
Mit Hundern in die Messe ward geheßt?“

Zwar hat Sommer die schlimmste Zeit der Gegenreformation auf schlesischem Boden, als die Lichtensteinschen Seligmacher das Vorbild abgaben für die späteren Dragonaden Louvois' in den Cevennen nach Ludwigs XIV. Aufhebung des Edikts von Nantes, in der Novelle „Hans Ulrich“ nur angedeutet und dann von Nachlebenden erzählen lassen. Aber die Abhaltung der verbotenen evangelischen Gottesdienste durch die Buschprediger hat er im „Waldgeschrei“ mit voller Anschaulichkeit unmittelbar vorgeführt: Wie „die Protestanten hier oben in den wilden Bergen nächtlicherweile um ihre vertriebenen Geistlichen zu ‚Buschpredigten‘ sich geschart an Altären, die ihnen Gott selbst in Gestalt der riesigen, wollsackartigen Granitblöcke errichtete“. Und wenn er die Bedrückten sich an den die kaiserlichen Erblande bedrohenden schwedischen König Karl XII. um Abhilfe wenden läßt, den Altranstädter dem Landesherrn abgenötigten Vertrag von 1707 als eine Heilbotschaft für die Evangelischen sich vollziehen und von ihnen bejubelt verkünden läßt, so ist damit die schlimmste Verurteilung der Habsburger Herrschaft ausgesprochen, denn deren jesuitische Einstellung hat es verschuldet, wenn Deutsche ihres Volkstums vergessend in dem fremden Eroberer den Befreier sehen. Das aber war dann eben ein segensreicher Fortschritt in Schlesiens, in Deutschlands Entwicklung, daß 1740 die durch gemeinsam erlittenen Druck zusammengeschmiedeten Schwendfeld'schen Sektierer und sich für rechtgläubig haltenden Lutheraner nicht mehr im Schweden, sondern im brandenburgischen Reichsfürsten den Retter ersahen und freudig begrüßten. Nadler freilich bestreitet dem preussischen Heldenkönig den Anspruch auf die Bezeichnung eines deutschen



Königs. Sommers Schwendkfelder- und Friedrich-Roman verkünden überzeugend die deutsche Sendung des großen „ersten Dieners“ seines Staates.

Als meisterhaft dürfen wir in allen den drei Romanen Sommers Charakteristiken der einzelnen Personen, die Verschiedenheit der evangelischen Prädikanten, die scharfen Typen der Ältesten der Schwendkfelder, der die Weber beschäftigenden Kaufherrn und ungarischen Offiziere rühmen. Geschicke von Liebespaaren sind in künstlerischer Weise unaufdringlich überall mit der religiös- oder im Weberroman sozialpolitisch eingestellten Haupt-handlung verbunden.

Mit der Schlacht von Leuthen und ihren befreienden Folgen beendet Sommer seinen Friedrich-Roman. Den Taten und dem unerschütterlichen Ausharren des Einzigen ist es zu danken, wenn dann in Preußens eiserner Notzeit Schlesiens den festen Boden abgeben konnte, aus dem die Befreiung erwachsen sollte. „Bei den Lützowern und an der Katzbach“ überschrieb Sommer seine „Erzählung aus großer Zeit“ (Liegnitz o. J.). Sie schildert voll Wärme und Anschaulichkeit, wie ein als Napoleon-Bewunderer aus Heidelberg zurückkehrender schlesischer Pfarrerssohn unter dem Eindrucke der in Breslau sich vollziehenden Volksoffer sich von Theodor Körner zum Eintritt in die schwarze Schaar bestimmen läßt und dann das Glück hat, als Ordonanzoffizier Gneisenaus die Schlacht an der Katzbach miteifchten zu dürfen, in der sein Jugendfreund, der Müllerssohn als der in der bekannten Ballade gefeierte Trompeter den Heldentod, das vom Feldmarschall gepriesene „selig End“ nimmt. Die Kriegseignisse von 1870 klingen nur in der Einleitung des Romans „Die Fremden“ (Dresden 1910) an, wie in der kleinen Erzählung „Der Spar-Franze“ (Halle 1917) der Fall des leichtfertigen Mannes vor Lüttich der sparsamen Witwe die Möglichkeit zur Eheschließung mit dem geliebten, in Rußland ein-armig gewordenen Husaren eröffnet. Ungleich bedeutender spielt der Weltkrieg mit seinen Stimmungen hinein in den Abschluß des Romans „Luise Eberhardt“ (Halle 1918), neben den „Schwendkfeldern“ nach meinem Gefühle Sommers beste Dichtung. Welch eine Meisterleistung ist die

Charakterentwicklung dieser jungen Witwe, die so tatkräftig ihr ländliches Besitztum leitet und aus Liebe zu ihren Kindern die aufflammende Neigung zu dem prächtigen, um sie werbenden Arzte, welcher ihr ein neues Lebensglück verspricht, überwindet, ein Opfer das ihr von der verschlossenen, eigenwilligen Tochter so übel gelohnt wird. In der Zeichnung Frau Luises ist Sommer am vollendesten die Bewältigung eines wiederholt von ihm angeschlagenen Lieblingsthemas gelungen: die Liebe der in einer unbefriedigenden Ehe früh gealterten Frau zu einem jüngeren Manne. „In der Waldmühle“ (Halle 1907) droht solche Neigung ins Tragische zu wachsen, das Liebesglück der eigenen Tochter bedrohend, und erst die Ermordung des Müllers durch den eifersüchtigen rohen Knecht enthüllt der Frau die Schwere ihrer „Gedankensünde“, den Abgrund vor dem sie gestanden. Im „Waldgeschrei“ überwindet die starkgläubige Prädikantentochter Dorothea Exner die eigene tiefe Liebe zu dem leidenschaftlich ihr ergebenden edlen Gottfried Fuhrmann, der aus einem schwedischen Feldgeistlichen ordinierter Prädikant und Buschprediger wird und als Opfer seines Berufes fällt, um ihren bedrängten evangelischen Glaubensgenossen die vorbildliche starke Stütze bleiben zu können. Umgekehrt wird in den beiden schlesischen Gegenwartsromanen „Am Abend“ (Leipzig 1907) und „Die Fremden“ (Dresden 1910) der Mann vom Johannistriebe ergriffen. Der verwitwete Sanitätsrat Lohmann glaubt sein Herz längst abgestorben, als ihn Neigung für die erblühende Tochter der ehemaligen, nun gleichfalls verwitweten Jugendgeliebten hinreißt. Man fühlt sich an Chamisso's Gedicht von den „drei Sonnen“ erinnert, doch findet hier der Mann für das versagte späte Liebesglück Trost und Ablenkung im Streben für soziale geistige Hebung der Weberbevölkerung, wie Dorothea in ihrer religiösen Aufgabe. Dem Meister Bernhard Franke dagegen entschwindet mit der Anregung durch die hohe Geliebte auch, wie schon oben erwähnt, das eigene künstlerische Vermögen. Als ein schlesischer Gegenwartsroman ist auch „Luise Eberhardt“ zuerst erschienen. Und doch sind wir berechtigt, ihn Sommers historischen Dichtungen anzureihen, denn die Stimmungs-

malerei bei dem unerwarteten Kriegsausbruch versetzt in der so schnelllebigen Zeit uns heute ja schon um ein volles Jahrzehnt zurück, es ist bereits Geschichte, wenn auch schwer miterlebte, wie der Kriegsverlauf auf die Familie Eberhardt, deren Verwandte in den französischen Reihen kämpfen, und auf das ganze Dorf rückwirkt, alte Entwicklungen lösend, neue spannend.

Von den üblen Einwirkungen der Nachkriegszeit auf den vergnügungssüchtigen, das alte Goethesche Gebot der Ehrfurchten außer Acht lassenden Jugend, allzumal auf den Lehrernachwuchs erzählt der Seminarleiter Sommer wohl aus eigenen betäubenden Erfahrungen in der Novelle „Die Quecksilber-Krücke“ (1924). Der alle sittlichen Bedenken als reaktionären überwundenen Kram verspottende revolutionäre

Taumel führt die jungen Leute zur Unterschlagung anvertrauter kostbarer Lehrmittel, ein Vergehen, welches der durch den republikanisch gesinnten leichtfertigen Freund Verführte dann im Grenzschutzkampfe gegen die Polen mit dem Tode sühnt.

So geleitet uns Sommer als kundiger zuverlässiger Führer und treu mitfühlender künstlerischer Gestalter durch die Jahrhunderte schlesischer Geschehnisse Leiden und Taten einzelner wie der Gesamtheit. Und wahrlich verdient er wie nur irgend einer, daß ihm, wenn wir an seinem Eintritte in ein neues Lebensjahrzehnt sein Gesamtschaffen, oder, wie im Vorstehenden geschehen ist, auch nur einen abgegrenzten Teil seiner schriftstellerischen Ernte überblicken, warmer Dank aller jener, die Teilnahme für Schlesiens Geschichte und Kulturergebnisse hegen.



Burg Schweinhaus

Bolkenhain

Don Fedor Sommer.

Bolkenhain!
Eine Fülle romantischen Reizes knüpft sich an diesen Namen, und es gibt in ganz Schlesien wenig Orte, um die her und in denen sich Natur, Geschichte und Architektur zu einer unvergeßlichen Gesamtwirkung so die Hände reichen wie hier.

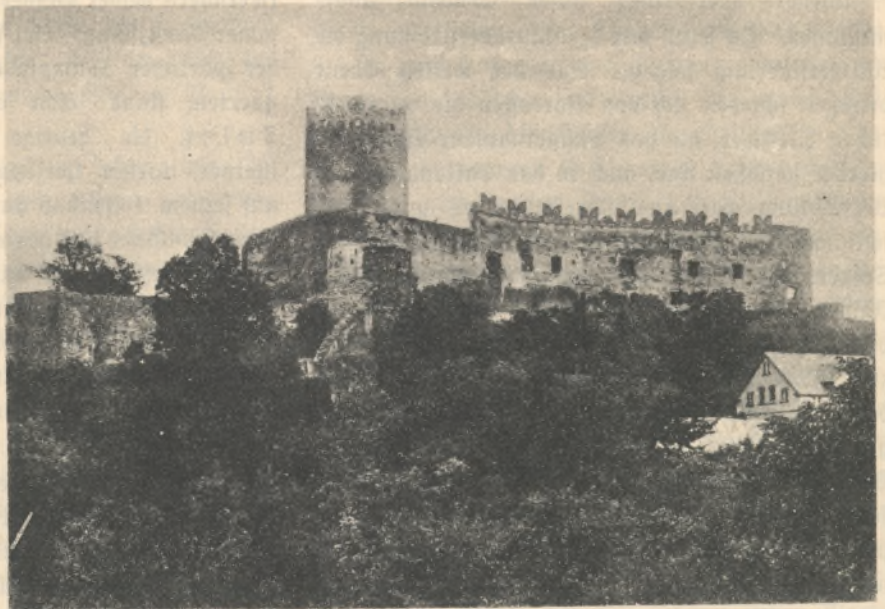
Wer sich auf der Bahnlinie Striegau—Merzdorf von der schlesischen Ebene her dem Städtchen nähert, gerät kurz vor der Einfahrt in den Ort wohl in berechtigtes Entzücken über den ersten Anblick

dieses „schlesischen Rotenburg“. Trübigromantisch erhebt sich inmitten des Landschaftsbildes, das fünf- bis sechshundert Meter hohe Berge umrahmen, die Bolkoburg auf ihrem Grünschieferfelsen. Die Häuser des Städtchens aber erscheinen wahllos ausgestreut über den Hang des Burgberges und die schmale Fläche um seinen Fuß her.

Auf einen Augenblick lenkt von diesem farben- und formenreichen Bilde wohl der Anblick der Schweinhausburg ab, die man durchs Coupéfenster nach rechts hinaus auf ihrem steilen Porphyrkap thronend erblickt. Durch die Gestalt ihres Palas unterscheidet sie sich auffällig von allen andern schlesischen Burgen, auch für den ungeschulten Beobachter: wie ein riesiger Scheunenbau überragt er die malerischen Trümmer um sich her.

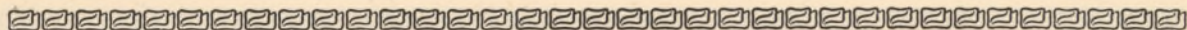
Es lockt mich, mir einmal rückschauend grübelnd zu vergegenwärtigen, wie dieses schöne, idyllische Fleckchen Erde zu seinen mannigfachen Reizen gekommen ist.

In die älteste Phase seiner Entstehung kann sich nur die Phantasie hineintasten; denn so eingehend auch die geologische Wissenschaft die Erdrinde im Bolkenhainer Ländchen durchforscht hat,



Die Bolkoburg

steht der Gang seiner erdgeschichtlichen Entwicklung im einzelnen noch keineswegs fest. Aber der von der Wissenschaft beflügelten Phantasie gelingt es wohl, sich ein Bild von ihr zu machen. Sie sieht unter dem Spiegel des devonischen Urmeeres den runden Dom der heutigen Hohendorfer Tonschieferberge sich aufwölben und dann aus dem zerklüfteten Grunde dieses Meeres Riesenmassen des feurigflüssigen Erdinnern hervorbreachen und in der Form einer gewaltigen, viele Quadratkilometer großen Tafel zu dem grünen Diabasgestein erstarren, aus dem später gewaltiger Bergdruck die Grünschieferberge unseres Ländchens formte. Und eben dieselbe Phantasie erschaut, wie in Zeiten, die Jahrmillionen später liegen, an der Stelle, wo heut der trüchtige Palas der Schweinhausburg aufragt, die Erdkruste aufs Neue barst und das rot- und weißglühende Magma des tiefen Erdenschoßes in gewaltigen Vulkanen emporbrach. Aber auch die kühnste Phantasie reicht nicht aus, sich die feuerdurchzuckte Nacht mit dem glühenden Aschenregen und den zischenden Schlammströmen auszumalen, die sich damals über die alten Schiefer- und Diabasgebiete ergossen, ein kleines Gebirge aufschüttend,



das heut in Gestalt der Porphyrkuppen zwischen Schweinhäus, Wolmsdorf und Blumenau der Landschaft besonderen Formenreiz verleiht.

Wieder überspringt unser Grübeln Jahrmillionen. Da sehen wir der Glutüberströmung die Kälteerstarrung folgen. Aus der weiten Ebene draußen schieben sich von Nordosten die unermesslichen Gletscher, die von Skandinaviens Alpen bis hierher geflossen sind, auch in das Taland unserer Betrachtung vor und überziehen es mit einer schimmernden Eiskruste, aus der nur die höchsten Spitzen der Ton- und Grünschieferberge gleich Inseln herausragen. Gewaltige Lehmassen, die diese Gletscher als Moränen mit sich führten und zurückschmelzend zurückließen, haben dem Ackerboden zwischen den Bergen seine Fruchtbarkeit gegeben, aber auch die Bewässerungsverhältnisse des Tals erheblich geändert. So bietet sich dem rückschauenden Sinnen das Bild, wie einmal ein paar hundert Jahre lang und vielleicht auch länger noch die Nordseite des Bolkoburgfelsens von einem schmalen, fjordartigen See umspült wurde, der dann zum heutigen Lauf der Wütenden Neiße zusammenschrumpfte, die vorher ihren Weg südlich der heutigen Stadt nach der Ebene hin suchte.

Mit eben diesem Flußlaufe hängen nun wichtige geschichtliche Umstände des Bolkenhainer Ländchens zusammen: er wies der ältesten Straße von der Ebene her ins Gebirge hinein den natürlichen Verlauf. Und so bedarf es auch nicht allzuviel Nachdenkens darüber, weshalb denn eigentlich hier so nahe beieinander zwei so gewaltige Burgenbauten entstanden, denen sich wenige Kilometer weiter abwärts am Neißelauf die Burg Kauder und einige Kilometer weiter gebirgswärts der Nimmerjath als vierte Ruine dieses Burgenländchens gesellt: sie alle waren einstmals Hüterinnen jenes uralten Straßenzuges, der von der Ober-ebene her dem Gebirge zustrebt, Hüterinnen dieser Straße oder auch ihre Bedroherinnen und Geißeln, je nach den Zeitläuften.

Dersehen wir uns in Gedanken nun in die Zeit kurz vor der Entstehung dieser Straßenburgen, so etwa um das Jahr 1000 der christlichen Zeitrechnung, dann finden wir das Bolkenhainer Ländchen am Westsaum der Prseka liegen, jenes riesigen, zwölf Meilen breiten Grenzwaldes,

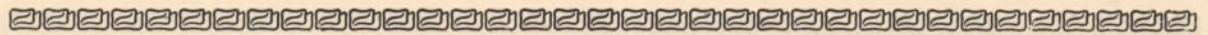
der sich von der Grafschaft Glas an bis zum Queis als undurchdringliches Urwaldgehege zwischen Böhmen und Schlesiens entlang zog, von den Herrschern beider Länder sorglich gehütet als wirklicher Grenzschutz. Am schlesischen Ausgange eines der spärlichen Saumpfade, die diesen Urwald durchquerten, stand schon um 1138 die Kastellanei Swini, die heutige Schweinhäusburg. Als kleiner, starker Holzbau erhob sich dieses Kastell auf seinem Felsenkap an der Grenze der einsamsten Urwaldwildnis und des angebauten Landes, in das bald darauf deutsche Ansiedler aus Schwaben und Franken in breitem Strome fluteten, von dem weitblickenden Fürstengeschlechtern der Pfasten herbeigerufen, um die wirtschaftlich unergiebigeslawische Bevölkerung zu verdrängen.

Und ein Pfastenfürst, Boleslaw II., war's auch, der hundert Jahre später die Bolkoburg erbaute, deren erste Erwähnung ins Jahr 1276 fällt. Boleslaw zog den wahrscheinlich schon bestehenden Ort Hain in die Umfriedigungsmauern der Burg mit hinein. Sein Nachfolger Bolko I., einer der tatkräftigsten Fürsten aus dem Hause der Pfasten, erweiterte die Burg, die erst nach seinem Tode und ihm zu Ehren „Bolkoburg“ genannt wurde. Das Städtchen aber hieß seitdem Bolkenhain.

Das ist so ziemlich alles, was wir sicher über die Begründung von Stadt und Burg wissen, denn was der ehrsame Bolkenhainer Ratsherr und Geschichtsschreiber Steige aus weiter zurückliegenden Zeiten zu erzählen weiß, ist alles kühn ersonnene Sage: vom alten Germanenfürsten Bolko, nach dem die Stadt schon früher einmal Bolkenhain geheissen hätte, von der Anwesenheit Rolands in dieser Gegend und von der durch ihn vollzogenen Bekehrung ihrer Bewohner zum Christentum und ihrer Taufe auf der heutigen „Wilhelmshöhe“, die deshalb Jahrhunderte lang „Knieberg“ genannt worden sei.

So reizvoll es auch wäre, hier das Geschick der Bolkoburg durch den Lauf der Zeiten zu verfolgen, muß ich mich doch begnügen, auf ein paar besonders eindrucksvolle Szenen einen Blick zu werfen.

So auf jenen Tag in der Zeit der Hussitenkriege (1428), den uns der zeitgenössische Chronist Meister Martin von Bolkenhain so treuherzig geschildert hat, jener Tag, da die Taboriten die Burg



berannten. Wie sie mit eigenartig konstruierten Leitern versuchten, die Ringmauer der Burg zu überklettern, und wie ihnen das mit der schlechter bewahrten des Städtchens gelang, das infolgedessen in Flammen aufging, das bitte ich in meinen „Hussitenjahren“ nachzulesen, die ich auf der Grundlage der Aufzeichnungen Meister Martins verfaßte.

Zweihundert Jahre später sehen wir im 30 jährigen Kriege das feste Haus von den Schweden umringt. Die Spuren der hunderte von Kugeln, die sie gegen seine meterdicken Mauern verschossen, klaffen noch heut in dem Bergfried, der nun schon so vielen Jahrhunderten Troß bietet. Schier unzerstörbar, während die übrigen Gebäude der Burg allmählich durch Brände und andere Unfälle in Trümmer sanken. Als die Burg zu Beginn des 19. Jahrhunderts aus dem Besitz des Klosters Grüssau durch Säkularisierung in den des Staates überging, bot nur noch das Frauenhaus einigen Chorherren eine dürftige Unterkunft.

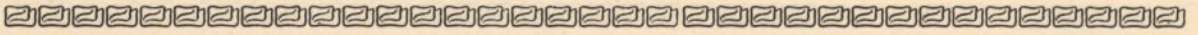
Wir können von ihrem hohen Turme aus die Burg in ihrer weitschichtigen Anlage bequem überschauen, können hinabsehen auf ihre mauerumringten Höfe und auf den baumbeschatteten Turnierplatz und hinein in die ehemalige Burgkapelle, in die Wohnräume und den Palas. Wir sehen da auch, wie sich die Umfassungsmauern des alten Städtchens von der Burg aus gleich schirmenden Armen rund um die enggedrängten Häuser schlangen, durch feste, runde Warttürme in viele Abschnitte gegliedert. Wir erfreuen uns von unserer lustigen Warte aus der malerischen Achsenstellung der alten Laubenhäuser am Ringe, in dessen Geviert wir gerade hineinschauen können. Manches Doppelbachhaus mit schwarzweißem Fachwerkgiebel ist darunter. Immer wieder aber kehrt der bewundernde Blick zu der schön umrissenen Kuppelhaube des Turms der katholischen Kirche zurück, die die alten Häuser um sich sammelt, wie eine Glucke ihre Küken. Aber wir ärgern uns wohl auch über das, was an diesem reizvollen Stadtbilde spätere Zeiten durch Verschandelung verbrosen haben, so über die brutal wirkenden Steinkästen an der Südseite des Ringes. Zum Glück haben die neuen Bauten des Kreiskrankenhauses und des Kreishauses (Landratsamt) außerhalb des

alten Stadtbereiches in dieser Beziehung manches wieder gut gemacht. — Jeder Verschandelung aber siegreich Troß bietend, bleibt das Landschaftsbild, das wir von dem hohen Bergfried aus die alte Stadt umrahmen sehen. Es macht uns nur Freude.

In zwei konzentrischen Kreisen umzirken die Berge das Städtchen. Malerisch sind in den Talzwischenräumen die Häuser der Ortschaften ausgestreut, im inneren Kreise enger beieinander, im äußeren von weiten Acker- und Wiefengründen umgeben und vor dem Hintergrunde grüner Bergwälder gelagert. Lang und stattlich strecken sich die Dörfer an der Wütenden Neiß und ihren Nebenflüssen in die Schluchten der Berge hinein. Es sind sämtlich Kolonistendörfer, und unwillkürlich vergegenwärtigen wir uns, wie um das Jahr 1300 die deutschen Ansiedler aus der Ebene gegen den Urwald der Prseka heranrückten, ihn in harter Rodarbeit immer weiter gegen das Hochgebirge einschränkend. Auch die Hänge der ansehnlichen Umwallungsberge hat die rodende Axt nicht verschont, so daß der, der von unserer hohen Warte aus am auffälligsten erscheint, den Namen „Großer Hau“ erhalten hat.

Wieviel Kulturgut uns in diesen Kolonistendörfern aus alter Zeit noch erhalten blieb, ahnt der gedankenlose Durchstreifer dieser Gegend gar nicht. Zwar fällt wohl jedem, der von dem Turme der Burg hinunter in die Tiefe des Neißetales blickt, der harmonische Barockbau des Wohnhauses der staatlichen Domäne Klein-Waltersdorf auf. Aber schon über die reizvollen Grabdenkmäler auf dem stimmungsvollen Friedhofe an der Schweinhausburg sieht mancher hinweg. Und nur wenige ahnen und wissen, welche Schätze einer Kunst höchst naiven Reizes manche von den unscheinbaren Dorfkirchen birgt, die wir auf unserm Ausguck erspähen. So sollte keiner, der diese Gegend durchstreift, versäumen, sich die alte katholische Kirche in Ober-Baumgarten öffnen zu lassen: die schönen Epitaphien im Schiff der Kirche, vor allem aber die etwa 20 senkrecht aufgestellten Grabtafeln mit Reliefbildnissen von Mitgliedern der Familie von Tschirnhaus in der Krypta hinter dem Hochaltar überraschen aufs höchste durch ihren Kunstwert.

Mancherlei Wertvolles vom Kulturgut des Burgenländchens, das sonst rettungslos verloren



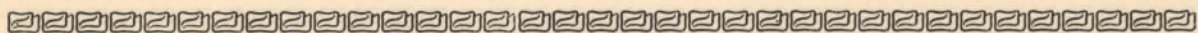
Oberlauben mit Bolkoburg

gegangen wäre, wird nun der Nachwelt aufbewahrt in dem Heimatmuseum, das seit 1923 eine geeignete Unterkunft im Frauenhause der Burg gefunden hat. Dieses Frauenhaus, bis 1810 der Wohnraum der oben schon erwähnten Grüssauer Chorherren, war ebenfalls dem Verfall nahe, wurde aber mit Unterstützung der Regierung durch den „Bolkenhainer Heimatverein“ ausgebaut, und birgt nun im Erdgeschoß eine Jugendherberge und in den beiden Obergeschossen das Heimatmuseum.

Nur schwer trennen wir uns von unserm lustigen Ausguck und schlendern nun in das alte Städtchen hinunter, vorbei an einem Barockkapellchen, das im Schatten uralter, schon stark verwitterter Linden unmittelbar vor dem Tor der Vorburg steht.

Beim Eintritt ins eigentliche Städtchen bleiben wir wohl kurz vor der katholischen Kirche überrascht stehen: der Blick auf den etwas tiefer gelegenen Ring hinab erschließt uns eins der altertümlichsten Städtebilder Schlesiens. Die hier zu unserer Linken beginnenden „Oberlauben“ umschließen in einem flachen Bogen die Nordseite des

Ringes mit der feinsinnigen Berechnung der alten Baumeister, die es uns ermöglicht, die Frontseite jedes der Häuser ganz zu überblicken. Und als noch alle diese Häuser dem Ringe ihre Spitzgiebelseite in ihrer alten Beschaffenheit zukehrten, das eine schmal, das andre breit, jedes ein ausgeprägtes Individuum von besonderer Eigenart, jedes mit eigenartigem Bogengange seine Vorderfront stützend, jedes durch ein reizvolles Holz-, Stein- oder Eisengeländer seinen Laubengang abgrenzend, alle aber mit breiter, vorgekrager Freitreppe zum Marktplatz hinuntersteigend, damals, ehe diese schöne, trotz aller Mannigfaltigkeit doch einheitlich wirkende Stilgeschlossenheit durch die scheußlichen, rechtwinklig und gradlinig nach oben abschließenden Erneuerungsbauten einer künstlerisch gottverlassenen Zeit noch nicht verunstaltet waren, muß dieser Laubenbogen schließlich architektonisches Entzücken geweckt haben. Und auch jetzt noch, besonders, wenn im Herbst die schönen, alten Kastanien vor der katholischen Kirche über den alten steinernen Pfeilern, die wuchtige eiserne Ketten gleich Festgewinden verbinden, gold-

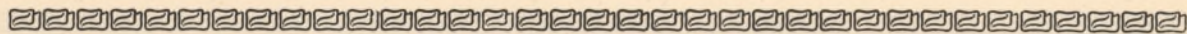


Lauben mit Rathhausturm und Kirchturm

rot leuchten, wenn an diesen vollen Baumkronen vorüber der Blick an der sanftgeschwungenen Laubenfront entlang gleitet, hin zum Rathaus, dessen spitzer Turm einen trefflichen Mittelpunkt des ganzen Ringbildes abgibt, vorüber an der dichten Baumgruppe, unter der ein Zierbrunnen mit der Statue eines lesenden Knaben die Stelle bezeichnet, wo einst das erste evangelische Bethaus der Stadt stand, auch jetzt noch bleibt der Reiz dieses Stadtbildes wohl bei keinem wirkungslos, ganz gleichgültig, ob er es zum ersten Male sieht oder von langer Gewohnheit her kennt. Am wirkungsvollsten aber nach seiner architektonischen Seite ist dies Bild doch, wenn frischer, lockerer Schnee jede Linie, Leiste und Kante, jeden Schnörkel und Vorsprung an diesen Häuserfronten doppelt deutlich hervortreten läßt und herausmodelliert. Und wenn man bei solchem Neuschnee das Städtchen im Vollmondschein durchschlendert, dann ist's einem, als sei eins der Spitzwegbilder aus seinem Rahmen getreten und baue sich um einen her auf. Dies besonders auch in den Unterlauben unterhalb des Ringes, deren Spitzgiebelhäuserchen an der

steil abfallenden Straße sich auf ihren Laubenständern zumteil nur noch mühsam aufrecht halten können. Schief und krumm suchen sie am tiefer stehenden Nachbar Halt; aber zwischen den Fachwerkbalken der Front tragen sie stolz die alten angemalten Sprüche, mit denen sie trutzig jeden Krittler ihres Aussehens zurückweisen.

Und nun steigen wir bei Sonnenuntergang zur „Richardhöhe“ hinauf, deren Waldgehege zur Promenade umgestaltet wurde, und lassen uns auf einer der Bänke nieder, die uns einen ungehemmten Blick auf Burg und Stadt gewähren. Gerade von hier aus kommt es uns recht zum Bewußtsein, wie eng beide zusammengehören. Und wenn auch die Mauern zerfielen, die einst das kleine Häuserhäuflein an die thronende Burg banden, die ihm Beschützerin und Beherrscherin zugleich war, und wenn auch heut die Burg in Trümmern liegt, während das Städtlein sich in rüstigem Leben weiter entfaltet: wir können es im Anblick dieses Bildes nie vergessen, daß Bürgerschutz und Bürgerglück ursprünglich Gaben der stolz auf ihrem Felsen thronenden Feste waren.



Die Eiszeit und die Landschaftsformen des schlesischen Flachlandes

Don Konrad Olbricht.

Das Ziel der neuzeitlichen Erdkunde ist es, Werdegang und Wesen der Landschaft zu ergründen, wobei die Beziehungen zwischen dem Menschen und seinem Lebensraum in der modernen „Kulturlandschaft“ eine wesentliche Rolle spielen. Das, was wir als „Landschaft“ bezeichnen, setzt sich aus mehreren Unterbegriffen zusammen.

Die Gesteine der Erdkruste in ihrem bunten Wechsel und ihrer verschiedenartigen Beeinflussung durch Wind und Wetter bilden die Landschaftsformen, wie sie uns rein nur in der Wüste und im Hochgebirge entgegentreten. Den größten Teil der Erdoberfläche überzieht gleich einem Teppich die in Erscheinungsform und Stärke von dem Klima abhängige Pflanzendecke, die vor allem in Flachländern das Wesen einer Landschaft bedingt.

Von großer Bedeutung ist in der gemäßigten Zone auch der Wechsel der Jahreszeiten, der den Eindruck ganzer Landschaften verändert und infolge der Verschiedenheit von Beleuchtung und Wolkenbildung nicht weniger wichtig ist.

Tritt gegenüber dem Formenschatz und der Pflanzendecke die Tierwelt in den Hintergrund, so ist umgekehrt die Einwirkung des seßhaft gewordenen Menschen von größter landschaftlicher Bedeutung. Durch Roden von Wäldern und Entwässern von Sümpfen verändert er das Landschaftsbild nicht weniger als durch den Bau seiner Siedlungen und der sie verbindenden Verkehrswege, wobei aus harmonischen Landschaften, in denen sich das Menschenwerk in den Landschaftsrahmen eingliedert, in dem letzten Jahrhundert der Maschinenkultur und ihrer überschnellen Menschenanhäufung vielfach unschön wirkende disharmonische Landschaften entstanden sind.

Aus dieser kurzen Vorbemerkung erhellt von selbst die große Bedeutung erdkundlicher Fragestellungen für die Betrachtung und das Verständnis heimatlichen Kulturlebens. Es soll die Aufgabe dieses Aufsatzes und weiterer in zwangloser Folge erscheinender sein, die landschaftliche Bedingtheit der schlesischen Kultur so zu ergründen, wie es bei

dem augenblicklichen Stande unserer Forschung möglich ist.

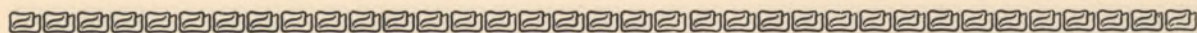
Im allgemeinen lockt das Gebirge mit seinen schönen Landschaftsbildern, seinem bunten Wechsel der Gesteine und seinem Reichtum an technisch verwertbaren Mineralien und Erzen den Geologen mehr als das Flachland mit seinen wenig gewellten Landschaftslinien und einer gewissen Eintönigkeit des geologischen Aufbaus.

So stellt noch die im Jahre 1890 erschienene für die Erforschung Schlesiens so wichtige Karte von Georg Gürich das Flachland als eine eintönige gelbe Fläche dar, nur hier und dort überragt von inselartig auftretenden Höhenzügen aus älteren Gesteinen, und der Text von 183 Seiten widmet nur 9 Seiten den Ablagerungen des Eiszeitalters.

Wertvoll als Ergänzung zu den Gürichschen Angaben ist die Schilderung der Eiszeit in der schlesischen Landeskunde (1913) durch Fred. Er nimmt auch schon auf die Forschungen von Joseph Partsch über die Vergletscherung des Riesengebirges Bezug, die 1894 veröffentlicht wurden.

Einen großen Fortschritt bringen die Aufnahmen der preußischen geologischen Landesanstalt, in deren Meßtischblättern und Erläuterungsheften eine Fülle von Beobachtungen aufgespeichert ist. Dazu kommen persönliche Begehungen eines großen Teiles des schlesischen Flachlandes, so daß wir die Entstehung desselben schon in großen Zügen schildern können.

Das Eiszeitalter umfaßt etwa die letzten 500 000 Jahre der Erdgeschichte, und nicht viel mehr als 20 000 Jahre sind verflossen, seitdem das Inlandeis über den Randlandschaften der Ostsee abgeschmolzen ist. Dieses in Skandinavien sich bildende Inlandeis überdeckte dreimal das norddeutsche Flachland mit seinen mit Irrblöcken durchsetzten Lehmen und von Gletscherbächen abgelagerten Sanden. Langgestreckte, später von Binnenseen erfüllte Hohlformen werden unter dem Eise gleich den Spuren eines Riesenpfluges ausgehobelt. Langgestreckte quirlandenartig den Eisrand umsäumende Hügel Landschaften und Wälle bezeichnen



als Endmoränen ehemalige Eisrandlagen gleich einer versteinerten Skala eines riesigen Thermometers, und von den Eisdecken wehende föhnartige Winde bliesen gewaltige Staubwolken auf, deren Ablagerungen, der Löß, eine wichtige Grundlage der heutigen Landwirtschaft bildeten. In diluvialen Sanden und Kiesen finden wir die ältesten Reste der menschlichen Kultur, im Löß vergraben die Wohnlager der Mammut- und Renntierjäger mit ihren zierlichen aus Horn geschnittenen Waffen und den eigenartigen Malereien. Auf Lößboden trieb der Mensch in Deutschland zum ersten Male Ackerbau und erbaute dort seine Dörfer und Urnenfriedhöfe, wo heute die Schloten der Zuckerfabriken ragen. Überaus groß sind also die Beziehungen zwischen der Eiszeit und dem Werden und der Ausprägung unserer Kultur, so daß es wohl verständlich ist, daß eine immer größer werdende Zahl von Forschern sich dem Eiszeitalter zuwendet, in dem unsere Geschichte wurzelt.

Dreimal überdeckte — wie schon bemerkt — das nordische Inlandeis Schlesien.

In einer ältesten, darum auch als „Hauptvereisung“ bezeichneten Phase erreichte es seine größte Ausdehnung. Es überschritt im SO die mährische Pforte, so daß zeitweise seine Schmelzwässer sich über die Bezwa zur March entwässerten (Punkt 310 der Karte), und drang weit hinein in die Senken von Glas, Hirschberg und Zittau. Erratische Blöcke liegen in den Beskiden 370 m hoch, im Altwatergebirge 440, in der Eule 550 m, im Bober-Kaßbachgebirge sogar 587 m.

Bis zu diesen Höhen staute sich also das Eis am Gebirge. Auch am Zobten finden wir rote nordische Granite scharf kontrastierend von dem Grünstein des Berges bis etwa 500 m Höhe. Da die Umgebung desselben etwa 200 m hoch liegt, muß das Inlandeis in Schlesien mindestens 300 m dick gewesen sein.

Auf diese Hauptvereisung folgt eine lange warme Zwischeneiszeit, in welcher der tatarische Ahorn, der heute die Karpathen nicht mehr überschreitet, wieder bis nach Schlesien (Ingramsdorf) wanderte und in Vorderasien heimische Süßwasserschnecken sich bis in die norddeutschen Flüsse verbreiteten. Mächtige Moränenlehmedecken wurden

bis auf die Irrblöcke abgetragen und sind in tieferen Sandgruben als Steinsohlen reich an völlig durch Sonnenwärme zersehten Graniten und Grünsteinen, unter jüngeren Sanden an vielen Stellen als „interglaziale Landoberflächen“ aufgeschlossen. In Frankreich und bis nach Mitteldeutschland stammen aus dieser Zeit die Faustkeilkulturen des Chelleen und Acheuleen. Funde dieser alten Kulturen sind in Schlesien bisher nicht gemacht worden, obwohl es nicht unmöglich ist, daß Sippen des Urmenschen auch schon damals unsere Heimat durchzogen haben. Hierbei dürfen wir nicht vergessen, daß nur zufällige Funde der alten Landoberfläche uns bekannt sind, da sie zumeist von den Sanden, Kiesen und Moränenlehmen der nun folgenden mittleren Vereisung überdeckt wurde.

Diese stand hinter der Hauptvereisung zurück, so daß die Eismassen nicht mehr ganz Schlesien überdeckten. Im Kaßbachtal hat das Eis gerade noch die Schönauer Senke erreicht; der Hirschberger Kessel blieb schon eisfrei, wie auch die Zittauer Senke und das obere Odertal. Während der Abschmelzphase dieser zweiten oder Rißvereisung (R der Karte bezeichnet ihre vermutlich größte Ausdehnung), entstanden zahlreiche Endmoränenwälle, die mit ihren vorgelagerten Sandebenen zum Teil von malerischer landschaftlicher Wirkung sind. Solche Moränenwälle sind die Hügel zwischen Neisse und Brieg (auf der Karte durch rote Kreise bezeichnet), die waldigen Höhen, die bei Festenberg im Korfarenberg gipfeln, die Kieslingswalder Berge östlich von Görlitz und die Hügel von Kaiserswaldau, die auf der Eisenbahnfahrt von Hainau nach Bunzlau als malerisches Waldgebirge uns entgegentreten.

Wahrscheinlich gegen Ende dieser Eiszeit setzten neue Bewegungen der Erdkruste ein. Die Sudeten wurden um etwa 100 m gehoben, wodurch in der Folgezeit die tiefeingeschnittenen Täler des Neissedurchbruchs bei Wartha, des Fürstensteiner Grundes, des Schlesiertales, der Boberschlucht unterhalb von Hirschberg und der Queißschlucht oberhalb von Marklissa entstanden. Annähernd parallel dem Riesengebirge erhoben sich als lange, schmale Aufwölbungen die Dalkauer Berge südlich von Glogau und vor allem die Trebnitzer Hügel, die horstartig die Umgebung überragen. Auch das Grünberger

~~~~~

Hügelland scheint damals als Horst gehoben worden zu sein.

Es folgt eine neue Zwischeneiszeit, in welcher die Ablagerungen der Rißvereisung eisenischüßig verwittern, wodurch die rostrote Farbe entsteht, die fast in allen Sand- und Kiesgruben uns entgegentritt. Trotzdem die Landschaftsformen stark erniedrigt wurden, tritt uns an vielen Stellen die Diluviallandschaft Mittelschlesiens recht hügelig entgegen, so vor allem in der Gegend zwischen Breslau und Strehlen, wo zahlreiche von Nordwesten nach Südosten streichende Höhen die ehemalige Eisbewegung verraten. Aus der Faustkeilkultur des Alt-Paläolithikums und ihren großen plumpen Fäusteln hatte sich inzwischen die jüngere Faustkeilkultur von La Vicoque und Weimar entwickelt, von der aber Funde aus Schlesien noch nicht bekannt geworden sind. Die Zahl der Menschen muß auch damals noch eine sehr geringe gewesen sein; nur vereinzelt durchstreiften ihre Sippen die Landschaft.

Nochmals wird das Klima kälter, und ein neues Inlandeis, das Würmeis breitet sich aus. Seine frischeren Moränenwälle mit den hellen, wenig verwitterten Sanden und den noch nicht zugeschütteten oder ausgetrockneten Seen im Hinterlande beschränken sich auf den Nordwesten Schlesiens. Bei Muskau und Grünberg haben die Gletschermoränen mächtige Braunkohlenlager mitgefaltet, bei Schlawa träumt, kranzartig von ihnen umrahmt, in lieblicher Waldlandschaft der Schlawaer See, das „schlesische Meer“.

So kontrastiert diese Nordwestecke Schlesiens landschaftlich durchaus von den übrigen Teilen unserer Heimat und erinnert viel mehr an die hügeligen Seenlandschaften Brandenburgs und Nordpommerns, die mit den ähnlich unruhigen und seenreichen Seenplatten am Südrande der Ostsee die „Jungmoränenlandschaften“ bilden, im Gegensatz zu den stärker ausgeglichenen seenarmen und eisenischüßig verwitterten „Altmoränenlandschaften“ der südlichen Teile des Flachlandes. Dieser auffallende Landschaftsunterschied wird bedingt durch den großen Altersunterschied. Wurden doch die äußersten südlichen Jungmoränenlandschaften erst vor etwa 40 000 Jahren, die südlichen Randlandschaften der Ostsee sogar erst vor 20 000

Jahren eisfrei, während die Altmoränenlandschaften schon mindestens seit 150 000 Jahren der Abtragung durch Wind und Regen unterliegen. Als das Würmeis bis an die Muskauer und Grünberger Endmoränen vorstieß, wurden die Fluten der Oder und ihrer Nebenflüsse aufgestaut und mächtige Sand- und Kiesmassen in den Tälern abgelagert. Stellenweise bildeten sich sogar Schuttkegel, wie an der Neiße unterhalb von Görlitz. In diese Ablagerungen gruben sich die Flüsse nach dem Abschmelzen des Würmeises neue Täler, so daß die Kiese und Sande als Terrassen stehen blieben, wie wir sie an zahlreichen Tälern Schlesiens beobachten können.

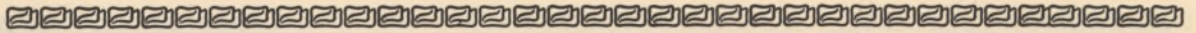
Vielsach wurden in diesen Terrassenlanden Mammutknochen gefunden, so daß wir daraus schließen können, daß diese Tiere — und zwar in kleinen verkümmerten Exemplaren — noch gegen Ende der Eiszeit bei uns lebten, die Landschaft also an die sibirische Tundra erinnert haben muß.

Gewaltige Winde wehten von dem Eiskuchen des Würmeises herab, bliesen im Vorlande den Staub zu großen Wolken auf und legten ihn an den Rand der Subeten. So entstand der schlesische Löß, der am Gebirgsrande am mächtigsten wird und sich nördlich der Oder nur im Schutze der Trebnitzer Hügel und des Annaberges hielt.

Leider läßt sich eine genaue kartographische Darstellung der Lößverbreitung heute noch nicht geben. Wir gehen aber wohl kaum fehl, wenn wir annehmen, daß die besonders fruchtbaren Böden durch Löß bedingt sind. So entstand der gelbe Farbton der Karte, wobei die schlesischen Lößboden durch Punkte umrahmt wurden.

Der Löß enthält an zahlreichen Stellen Knochenfunde von Säugetieren. Es seien das Pelznashorn, der Moschusochse, das Renntier und das Wildpferd genannt. Die Landschaft am Eisrande muß also einer polaren Tundra sehr ähnlich gewesen sein und wir können wohl annehmen, daß die Hochgebirgspflanzen, welche heute als Reliktenpflanzen von wärmeliebenden Pflanzenvereinen auf den hohen Kamm des Riesengebirges zurückgedrängt sind, damals in ganz Schlesien verbreitet waren. Zwischen Polstern von Moosen, Flechten und Beerengestrüpp leuchteten Arnika, Enzian und Habmichlieb. Leuchtende Flächen weißen Woll-





grases überzogen sumpfige Stellen und in den Flußauen geschützt vor den zu starken Winden wuchsen auch Birkenwäldchen und boten dem Mammut kärgliche Nahrung. Im Winter schlief diese Tundra unter der weißen Schneedecke, während im Sommer häufig Staubwolken über die Landschaft wanderten.

Dieser Staub wurde aus den sandigen Böden ausgeblasen, während diese selbst zu hohen Dünen aufgeweht wurden, die am schönsten zwischen Sagan und Muskau zu beobachten sind, wo sie Höhen von etwa 30 m erreichen. Hierbei darf jedoch nicht vergessen werden, daß auch in späteren Zeiten die Dünenbildung fortgesetzt wurde.

In den beiden älteren Eiszeiten war eine Vergletscherung der Sudeten wahrscheinlich unmöglich, da diese damals in dem großen von Eisföhnen überwehten Trockenraum lagen, der in großer Breite den Rand des Inlandeises umgab, wohl aber in der letzten Eiszeit.

Am großartigsten war das Riesengebirge vergletschert, dessen Firnflächen nach den Messungen von Partsch 84 Quadratkilometer bedeckten. Die durch das Eis ausgehobelten Täler sind besonders in dem auf Granit aufgebauten westlichen Riesengebirge mit ihren vorgelagerten Moränenwällen als Schneeegruben und Teiche gut ausgebildet; weniger deutlich sind die Formen im Osten, der zum meist aus Glimmerschiefer besteht. Deutlich können wir frischer erhaltene obere Moränenwälle von tiefer liegenden, mehr verwaschenen unterscheiden. Erstere sind wahrscheinlich gleich alt mit der norddeutschen baltischen Endmoräne.

Im Gebiet des Glazer Schneeberges beschränkt sich die Einwirkung der Eiszeit auf eine von einem kleinen Gletscher ausgehobelte Mulde am Südfuß, die an die Seifengrube des Riesengebirges erinnert. Der Altvater war bis etwa 1100 m Höhe von Firneis bedeckt und entsandte mehrere kleine Gletscher, deren Moränenwälle in der angegebenen Höhe liegen.

Uns interessiert vor allem die Frage, ob auch in Schlesiens am Rande des letzten Inlandeises schon der Mensch gelebt hat, dessen Kulturen mit ihren zierlichen, meist aus Renntierknochen hergestellten Speerspitzen wir im Löß des Rheingebietes, des Donautales Mährens und Galiziens bis weit

hinein nach Rußland verfolgen können. In unmittelbarer Nachbarschaft Schlesiens finden wir die Kulturstätten des „Löhmenschen“ bei Olmütz und Prerau-Predmost wie in dem Kalkhöhlengebiet im Norden Krakaus. Vor allem Predmost (P) ist weltberühmt geworden durch das riesige Lager der Knochen von über 1000 Mammuten, die hier vom Menschen zum Zweck späterer Bearbeitung aufgehäuft wurden, sowie durch zierliche Knochenmalereien.

Man sollte es eigentlich als selbstverständlich erwarten, daß Horden des Menschen auch Schlesiens durchwandert hätten. Aber trotzdem der schlesische Löß an zahlreichen Stellen durch Ziegeleigruben oder durch steile Schluchten aufgeschlossen ist, kennen wir bisher keinen einzigen Fund, der auf den Menschen hinweist, und es ist nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeitslehre auch recht unwahrscheinlich, daß wir in Zukunft noch solche machen werden.

Es bleibt also zu erklären, warum gerade in Schlesiens, wie auch in der Magdeburger Börde und in Hannover, in dem zur letzten Eiszeit eisfreien Gebiet keine Menschen gelebt haben. Die Erklärung kann nur darin gesucht werden, daß diese Gebiete, die dem Rande des letzten Inlandeises zunächst lagen, derart stark von den kalten heftigen Eisföhnen, die noch am Zobten und Rummelsberg den Löß bis über 300 m Höhe bliesen und überall die nordischen Geschiebe zu Dreikantern abschliffen, überweht wurden, daß nur wenige Tiere sich in dieses rauhe Gebiet wagten und der Mensch es überhaupt mied. Liegen doch bezeichnender Weise die Funde bei Krakau und Prerau an Stellen, die durch Felsen vor dem kalten Nordwind geschützt sind.

So können wir uns das Aussehen unserer Heimatlandschaft im Höhepunkte der letzten Eiszeit schon recht gut etwa so vorstellen, wie es das beigefugte Bild zeigt.

Da liegt der Zobtenberg mit einer dünnen Schneehaube überdeckt, über seinen Fuß segt der Wind große Staubwolken. Durch die tundraartige Landschaft fließt langsam ein Bach von Birkengestrüpp umrahmt. Hier weiden die größeren Mammute und Nashörner, während die Renntiere mit den Flechten vorlieb nehmen. Meist lag über

der Landschaft ein gelber Staubschleier, an den sich vielleicht die Färbung der Tiere anpaßte.

Mit dem Höhepunkt der letzten Eiszeit hört die Lößbildung auf, der Eisrand schmilzt allmählich nach Norden zu ab und es beginnt die Nacheiszeit.

Bis etwa um das Jahr 12 000 vor Christus war Schlesiens noch von der Tundra und lichten Birkenwäldern bedeckt. Die Dünen bewuchsen allmählich, die Flüsse schnitten sich in die zur letzten Eiszeit angehäuften Schuttmassen ein, diese als 20 m Terrasse stehen lassend, und mit in den Löß wurden mächtige steilwandige Schluchten eingetieft, die wir besonders schön bei Trebnitz beobachten können. Zahlreiche Siedlungen liegen auf dieser Terrasse, so der Hochwassergefahr entrückt. Allmählich wird der Wald dichter, in Birken mischt sich Nadelholz, in dieses Laubholz. Das Hauptwaldtier ist der Hirsch, aus dessen Knochen der Mensch Werkzeuge und Speerspitzen anfertigt. Das ist die Übergangssteinzeit oder Mesolithikum. Damals lernte der Mensch die ersten plumpen Tongefäße anfertigen und die ersten Steinwerkzeuge an der Schneide abschleifen und siedelte vor allem an den fischreichen Küsten, wo er aus Austerschalen seine riesigen Muschelhaufen (Kjökkenmöddinger) aufschüttete. Sippen des Menschen durchstreiften auch die Waldgebiete des Inneren, die wir uns von zahlreichen Eichtungen durchseht vorstellen müssen. Wahrscheinlich fallen in diese Zeit einige bearbeitete Hirschhorngeweihe, die an verschiedenen Stellen Schlesiens gefunden, mehr als 7000 Jahre alt, die ältesten Funde menschlicher Kultur in unserer Heimat darstellen würden.

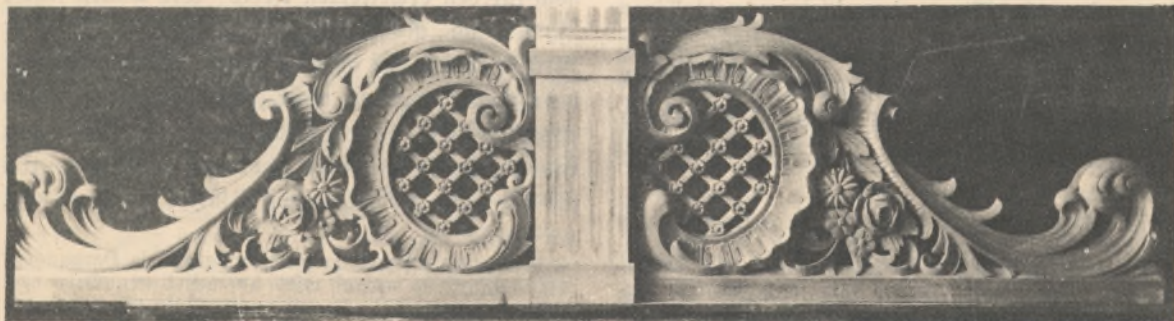
Infolge der dichteren Bewachsung durch die Pflanzendecke werden in der Nacheiszeit die Landschaftsformen nicht weiter gebildet bis auf die Täler der großen Flüsse, vor allem der Oder.

Bei Hochwässern abgelagerte Sandmassen wurden zu hohen Dünen aufgeweht, wie der Kapellenberg und die Schwedenschanze bei Oswitz, die beide in der Vorzeit Burgen trugen (vgl. den Aufsatz von Hans Seger in Heft 1 dieser Zeitschrift), die Sandberge bei Kottwitz und der Weinberg bei Ohlau. An anderen Stellen erwuchsen aus Sandbänken Inseln und zwangen den Fluß, sich in mehrere Arme zu teilen, was die Anlage von größeren Siedlungen wie Breslau und Glogau erleichterte. Endlich auch können bei Veränderungen des Flußlaufes ältere Läufe als Altwässer liegen bleiben. So wird die Oder fast überall auf beiden Ufern von Altwässern begleitet, die bald als schöne langgestreckte Waldseen (Jungfernsee und schwarze Lusche), bald als gewundene Wiesenstreifen zwischen Auwald noch heute deutlich erkennbar sind (vgl. Abb. 2 des Aufsatzes von Seger). In sumpfigen Flußauen bilden sich auch Raseneisenerze.

Da die Düne der Schwedenschanze schon in der jüngeren Bronzezeit eine Burg trug, muß sie älter als das zwölfte vorchristliche Jahrhundert sein.

In einer solchen Trockenzeit bildete sich in dem noch heute trockensten Teil Schlesiens, der Ackerbauebene im S von Breslau, durch Vermoderung von Steppengräsern die fruchtbare Schwarzerde. Dieses fruchtbare Schwarzerdegebiet, schon im vierten vorchristlichen Jahrtausend eine lichte Grassteppe zwischen großen Waldgebieten, wurde in der jüngeren Steinzeit nach Erfindung des Ackerbaus dicht besiedelt und zur Keimzelle der heutigen Provinz Schlesien mit Breslau als Mittelpunkt.

So bestehen enge Beziehungen zwischen der kulturellen Entwicklung der Heimat und den Ablagerungen des Eiszeitalters, an das noch heute in so vielen Zügen die Heimatlandschaft erinnert.



## Die geschichtliche Sage\*)

Don Richard Kühnau.

**S**age ist Dichtung, und Dichtung ist Erfindung. An dies Wort „Erfindung“ will ich anknüpfen, um den Unterschied der beiden großen Sagenströme klar zu machen, in denen die große Masse unseres gesamten Sagengutes dahinrauscht.

Was wird in der Sage erfunden? In dem einen Sagenstrom, den ich gleich von vornherein als den mythischen bezeichnen will, ist es nicht der Stoff, der erfunden wird. Der ist gegeben in dem großen Becken des Volksglaubens, dem Glauben an die Wirkksamkeit einer übernatürlichen Geisterwelt in Natur und Menschenleben. Erfunden wird nur der besondere Fall, in dem sich diese Wirkksamkeit kundgibt. Mag von Lebensäußerungen Gestorbener — gleichgültig, ob man an den „lebenden Leichnam“ oder die „Seele“ des Abgeschiedenen zu denken hat — mag von elbischen Geistern, Dämonen, besonders vom Teufel die Rede sein, oder von Menschen, die unter dem Einfluß übernatürlicher Kräfte stehen (Zauberer, Hexen, Alp) oder Dingen, die ihnen unterworfen sind (Schätze, Glocken) oder mag die Wirkung sich ohne erkennbaren Ausgangspunkt im Wunder äußern — immer ist zu scheiden zwischen allgemeinem Volksglauben und dem in der Sage hervortretenden Einzelfall.

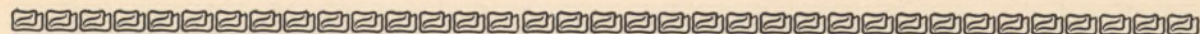
Nicht selten wird in den Sagen der Volksglaube, gewissermaßen als Einleitung, vorausgestellt. Im Kreise Groß-Strehlik glaubt man, daß die Frau, die im Wochenbette stirbt, des Nachts ihr Kind besucht (Volksglaube). In Adamowitz bei Groß-Strehlik riefen zwei Kinder plötzlich: „Matka, Matka!“ Als man sie fragte, warum sie so riefen, sagten sie, eben sei ihre verstorbene Mutter an die Wiege des kleinen verlassenen Säuglings getreten und habe über seine Betten gestrichen (Sage). Oder: Wenn man den Alp fassen will, muß man in seine Fußtapfen treten (Volksglaube). Mein Großvater tat das einmal bei

einem als Alp verschrienen Manne, er ging hinter ihm her und zählte 1, 3, 6, 9. Da drehte sich der Alp um und sagte: „Geh weg!“ Da schrie ihn der Großvater an und sagte ihm auf den Kopf, daß er der Alp sei. Seit der Zeit ist er vom Albe verschont geblieben (Sage). Erfunden wird hier sachlich nichts, der Glaube ist da, nur wird er durch einen Einzelfall bewiesen, und dies ist die Sage. Dies mußte ich vorausschicken, um den zweiten Sagenstrom in Gegensatz dazu zu stellen. Es gibt Sagen, die tatsächlich eine Neuerfindung<sup>1)</sup> sind. Wir pflegen sie geschichtliche Sagen zu nennen. Der Ausdruck ist nicht so bezeichnend als der: mythische Sagen. Die Brüder Grimm überschrieben so den zweiten Teil ihrer „Deutschen Sagen“ von 1818, und für diesen paßte er: für die alten deutschen Stammesagen, für die Sagen von ihren Helden, Kaisern, Königen, Grafen und anderen hervorragenden Personen der Geschichte. Aber seit Grimm ist ein ungeheuer reichhaltiges Sagengut dazu gekommen. Es entstanden die landschaftlichen Sammlungen mit zahlreichen Sagen von nur landschaftlicher oder ortsgeschichtlicher Bedeutung. Die großen Maße der Personen und Ereignisse, die wir „Geschichte“ nennen, treten zurück vor der Masse des Kleinkrams. Auch die alte Zeit wird ihren Kleinkram gehabt haben, aber er ist verschwunden, vergessen, nur das Allerbedeutendste hat sich erhalten, weil es aufgezeichnet wurde. Auch unserer Zeit würde es so gehen, wenn wir nicht in den Sagensammlungen Urkundenbücher hätten, die auch das scheinbar Unbedeutende der Nachwelt aufbewahren werden. Es fragt sich: Paßt die Bezeichnung „Geschichtliche Sagen“ auch noch für den erweiterten Kreis? Wir wollen sehen.

Als ich die „Schlesischen Sagen“ (Teubner 1910—14), die nur die mythischen Sagen enthalten, bearbeitete, war es nicht schwer, alle die Sagen auszuscheiden und zurückzulegen, die mit dem Aberglauben des Volkes nichts zu tun haben. Als ich aber die zurückgelegten Blätter selbst in An-

\*) Dieser Aufsatz, eine grundsätzliche Untersuchung über das Wesen der geschichtlichen Sage, hat seine besondere Bedeutung als eine Einleitung in die Sammlung der geschichtlichen Sagen Schlesiens, die der Verfasser demnächst erscheinen lassen wird. Der Herausgeber.

<sup>1)</sup> Wie weit dabei Erinnerungen an die Vergangenheit mitwirken, darauf wird am gegebenen Orte verwiesen werden.



griff nahm, stellten sich Schwierigkeiten ein, die mir bei den mythischen Sagen nicht begegnet waren, Schwierigkeiten der Ordnung und Zusammenfassung. Es ist in Schlesien seit 1914 eifrig gesammelt worden, nicht gleichmäßig an allen Orten, aber in einzelnen Gegenden (Kreisen) mit anerkanntem Erfolge. Diese Sammlungen brachten viel neues Material, und so wurde der Schatz der nichtmythischen Sagen (ebenso wie der mythischen) immer reicher. In volkskundlichen Fragen ist Reichtum eine Notwendigkeit, denn die Fülle des Materials ermöglicht erst eine sichere Festlegung gewisser Grundlinien. Das ist eine der drei Aufgaben des wissenschaftlichen Sagensammlers, die darin bestehen, einmal die einzelne Sage in ihrem Wert als Volks Sage zu bestimmen<sup>1)</sup>, dann die Sagen nach sachlichen Gesichtspunkten zu ordnen und damit schon eine wissenschaftliche Vorarbeit zu leisten, und drittens durch ein genaues Inhaltsverzeichnis der weiteren wissenschaftlichen Verarbeitung leicht zugänglich zu machen.

Schon beim Zurücklegen dieser nichtmythischen Sagen ergaben sich ganz ungezwungen gewisse zusammengehörige Gruppen und Grüppchen. Aber es stellte sich auch heraus, daß es oft schwierig war, die einzelne Sage dieser oder jener Gruppe einwandfrei zuzuweisen, weil sie mehreren zugleich angehörte. Dem konnte nur dadurch aus dem Wege gegangen werden, daß die Grüppchen ausgeschaltet und möglichst umfassenden Gruppen ein-

<sup>1)</sup> Das ist die erste und wichtigste Pflicht des gewissenhaften Sagensammlers. Dazu gehört eine unbedingte Ehrfurcht vor allen unmittelbaren Äußerungen der Volksseele. Die Sage muß so wiedergegeben werden, wie der Volksmund sie bietet, ohne „Verbesserung“, ohne „Verschönerung“, denn diese sind gleichbedeutend mit Verfälschungen. Daher ist auch das Zusammenlegen verschiedener Gestalten derselben Sage in eine einzige Fassung zu verwerfen. Jeder Mund dichtet (setzt zu, läßt weg); mag er auch manchmal unbeholfen oder lückenhaft dichten, seine Dichtung ist ein Ganzes für sich, eine Urkunde, die heilig gehalten werden muß. Oft haben wir aber die Sagen nicht aus dem Volksmunde unmittelbar, man hat absichtlich an ihnen gemodelt, hat sie erweitert, vielleicht gar entstellt. Gegenüber solchen Gebilden gilt die gleiche Ehrfurcht nicht. Hier muß die Kritik einsetzen. Aber nur der ist zur Kritik berufen, der an der echten Volks Sage sich durch lange Erfahrung geschult hat.

Etwas ganz anderes ist es, wenn ein Dichter die Sage nur als Rohstoff benutzt. Dann mag er sie ausbauen, aber er soll sich hüten, sie grundstürzend umzugestalten. Damit tötet er sie.

geordnet wurden. So gelang es, immer größere Rinnsale zu gewinnen und festzustellen, wie sich aus ihnen der große Sagenstrom der nichtmythischen Sagen zusammensetzte. Es wurde so auch möglich zu erkennen, worin der wesentliche Unterschied dieses nichtmythischen Sagenstroms von dem andern, den mythischen Sagen, bestehe.

Die Ergebnisse dieses synthetischen Verfahrens sind folgende:

### 1. Bau- und Siedlungssagen.

Es ist ein ganz natürlicher Zug des Volkes, wissen zu wollen, wie seine Heimat entstanden ist. Das Dorf, die Stadt, in der der Mensch wohnt, muß doch einen Anfang gehabt haben. Welches war wohl das älteste Haus? Wie ist die Kirche entstanden, das Kloster? Die Burg, die das Städtchen überragt? Die Ruine auf einsamer Waldkuppe? Die Kapelle am Wege?

Wo die Geschichte eine deutliche Antwort gibt, bedarf es der Sage nicht. Wo sie aber schweigt, tritt die Sage ergänzend ein. Manchmal genügt auch die geschichtliche Feststellung dem Volke nicht, es will mehr wissen. Namentlich wenn ein Bau etwas Absonderliches an sich hat: ein schiefer Turm, ein nicht ausgebaute Teil. Recht häufig wirkt der Name anregend, den ein Dorf oder eine Stadt hat. Das Volk möchte ihn deuten und erfindet eine Sage. Seidorf heißt ein Ort, das muß doch wohl Sein Dorf heißen, und der Anlaß zur Sage ist gegeben. Warum heißt ein Dorf Ungetreu Seiffersdorf? Es entstand die Sage von dem Schweden, der sich im 30jährigen Kriege hier ansiedelte und zu dem die Bevölkerung ungetreuer Weise hielt. Warum liegt eine Burg in Trümmern? Das ist ein Raubschloß gewesen, das zerstört wurde. Besonders haben es die unterirdischen Gänge dem Volke angetan, Gänge, in die man nur ein Stück vordringen kann, weil sie dann verschüttet sind. Das sind Verbindungsgänge zwischen verschiedenen Gebäuden, und die Sage stellt sie oft her, wo eine wirkliche Verbindung durch die Entfernung ausgeschlossen ist. Wie sind solche Sagen entstanden? Die Gegenstände (das Bauwerk, die Siedlung, ihr Name, ihre Merkwürdigkeiten) sind das Gegebene, und die Sage erklärt, deutet sie. Man könnte sie

daher gegenständliche oder Deutungssagen nennen. Es mag nicht immer freie Erfindung gewesen sein, denen diese Sagen entspringen. Es kann vorkommen, daß uralte Überlieferung, die Erinnerung an wirklich Geschehenes in der Sage nachklingt. In den Kreisen Kosel, Leobschütz, Groß-Strehlitz werden Schlösser und andere Bauten des öftern als Gründungen der Tempelherren bezeichnet, worin ein Nachklang der Geschichte sich ausdrückt.

Wenn an solche Bauten sich gern allerlei Spuk- und Gespenstersagen anknüpfen, so machen wir die interessante Beobachtung, daß ein anderes Gegebenes, nämlich der Volksglaube, an einer Stelle gern Fuß faßt, die schon aus sich selbst heraus sich als sagenbildend erwiesen hat. Wir haben hiermit schon den wesentlichen Unterschied zwischen geschichtlicher und mythischer Sage berührt: die erste baut von unten von einem Gegebenen, einem örtlich bestimmten Gegenstande, auf, die zweite überträgt ein Gegebenes, den Volksglauben, auf einen Ort, der ihm als Träger geeignet scheint.

Das ist es, was Karl Haupt meint (Sagenbuch der Lausitz I, Einl. X): „Entweder wächst die Sage von oben nach unten: Überirdisches, Wunderbares senkt sich herab ins gewöhnliche Leben, oder von unten nach oben: Ein historisches Ereignis oder eine Begebenheit, die doch wenigstens wirklich so geschehen sein könnte, wird ausgeschmückt mit Wundergeschichten, Geistererscheinungen usw. So ergeben sich von selbst zwei Teile, deren Ausgangspunkt oben das Geisterreich und unten die Geschichte bilden.“ Ich wünschte nur, daß Haupt „die große Menge eigentlicher Ortsagen“ mehr hätte mitreden lassen. Ich habe sie oben Kleinkram genannt, aber sie haben für die Erkenntnis der Sagenbildung eine ausschlaggebende Bedeutung trotz ihrer Unscheinbarkeit. In ihnen ist die ursprüngliche geschichtliche Volksage viel reiner verkörpert, als in der großen geschichtlichen Sage, die durch ihre literarische Überlieferung viel von ihrer ersten Frische und Unmittelbarkeit verloren hat. So ist uns gerade der Kleinkram der richtige Wegweiser, er zeigt uns, daß nicht immer das geschichtliche Ereignis der Ausgangspunkt ist, sondern der sichtbare Gegenstand oder die Örtlichkeit. Sie geben die Anregung, und an ihnen erhält sich auch

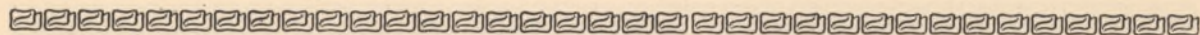
die Erinnerung an Ereignisse und Personen. Das Gedächtnis des Volkes ist kurz und bedarf einer Stütze am Sichtbaren. Etwas Derartiges scheint Haupt gefühlt zu haben, wenn er sagt: „Die Gebundenheit an einen Ort ist beim zweiten Teile (den geschichtlichen Sagen) wesentlich, beim ersten (den mythischen Sagen) unwesentlich. Der erste ist für die Mythologie, der zweite für die Geschichte von größerer Bedeutung.“ So ist es.

Ich kann mich im Folgenden etwas kürzer fassen; denn die vorgetragenen Gesichtspunkte gelten auch für die folgenden Gruppen.

## 2. Gebildsagen.

Es handelt sich hier um künstliche Gebilde verschiedener Art: Bildwerke aus Stein, Holz, Metall, freistehend oder an irgend einer Wand. Besonders häufig sind es Bildstöcke oder Steinkreuze, gemauerte Säulen oder Bildhäuschen, die das Volk „Kapellen“ nennt, auch Denkmäler oder Steine mit eingemeißelten Fußspuren (Tapfensteine), Muttergottesbilder im Freien oder in Wallfahrtskirchen (Gnadenbilder). Wallfahrtsorte mit ihren Bauten verdanken ihre Entstehung dem Gnadenbilde, wir haben es aber hier nicht mit Bau- und Siedlungsagen zu tun, sondern mit Gebildsagen, die an das Gnadenbild anknüpfen. Irgend etwas Merkwürdiges, das die Aufmerksamkeit erregt, ist häufig der Grund der Sagenbildung. So ist es etwa bei den beiden steinernen „Kapellen“ nahe der Neunzer Feldmühle das Vorhandensein zweier solcher Säulen in einem gewissen Abstand und ihre rätselhafte Inschrift, bei verschiedenen Steinkreuzen das eingemeißelte Messer oder ein anderes Gebilde, das der grübelnden Phantasie den Anlaß zu fabulieren gibt.<sup>1)</sup> Manchmal ist es der Name, wie bei der bekannten „Sünderglocke“ zu Breslau. In Neiße ist eine altertümliche Uhr, die man nicht mehr aufzog und zerfallen ließ, Ursache einer Sage geworden. Hier darf auch von Deutungssagen gesprochen werden. In anderen Fällen

<sup>1)</sup> Ein treffendes Beispiel liefert auch die Breslauer Hahnkrähe, eine Steinsäule, die u. a. ein springendes Pferd und einen Hahn aufweist. Die beiden Gebilde veranlaßten die Sage von dem aus dem Orient auf eines Hahnes (des Teufels) Rücken heimkehrenden Ritter.



scheint die geschichtliche Überlieferung sich an den Gebilden lebendig erhalten zu haben. Im Dorfe Tworkau befinden sich drei Bildstöcke, unter denen der Sage nach Krieger begraben sein sollen. Man hat in der Tat vor 50 Jahren dort Waffenreste ausgeackert. Wie weit die Sage in solchen Fällen die geschichtliche Erinnerung festhält, muß die Geschichtswissenschaft entscheiden.

### 3. Flursagen.

Wenn wir die bebauten Orte verlassen und hinaustreten in die Flur: in Feld und Wiese, Gebüsch und Wald, auf Hügel und Berge, wo die Natur oft Gebilde geschaffen hat, die dem Volke zu denken geben, da befinden wir uns im Gebiete der Flursagen. Da handelt es sich etwa um einen Weg zwischen weiten Ackerbreiten wie die „Lange Liebe“ zwischen Alt-Patschkau und Stübendorf. Der Name gab den Anlaß zu der Sage von zwei Liebesleuten, einem Bauersohn und einer Magd. Der Bauer wollte die Hochzeit nicht zugeben, es sei denn, daß sie beide das lange Gewende am Wege mit eigener Kraft abmähten. Beide begannen an verschiedenen Enden zu hauen, und als sie endlich zusammenkamen, sanken sie vor Erschöpfung tot zu Boden. Bald steht ein Baum, ein Stein, ein Hügel, Wald und Berg, bald wieder eine Wiese, ein Teich oder Sumpf oder eine Quelle im Mittelpunkt. Namen finden oft ihre Erklärung in der Sage, wie Hegenbirke, Gänsestein, Schallasterberg, Gespensterwald, Tränenwiese, Kesselteich, Graupenbrunnen (Deutungsagen). Auch geschichtliche Erinnerungen spiegeln sich oft wider; die vielen Sagen von versunkenen Gasthäusern, Dörfern, Städten, Klöstern, Mauerresten, aufgefundenen Bausteinen, Wallanlagen deuten darauf hin, daß die Sage nicht überall neu schafft, sondern aus der Erinnerung schöpft. Klärung vermag auch hier nur historische Untersuchung zu schaffen.

In den vorggeführten 3 Gruppen ist die örtliche Gebundenheit wesentlich und unentbehrlich, weil der gegebene Gegenstand der Ausgangspunkt ist. Es gibt aber auch Sagen, in denen eine Persönlichkeit Ausgangs- und Kernpunkt ist, oder ein Geschehnis, in das die Personen der Sage verwickelt sind, das ihr Handeln und Leiden bestimmt. Der

Gepflogenheit des Volkes entspricht es, auch in diesem Falle die Sage örtlich festzulegen. Aber diese Festlegung ist doch nicht mehr so unlösbar wie bei den bezeichneten 3 Gruppen.

### 4. Sagen von Personen und Geschehnissen.

#### a) Örtlich gebundene.

Es handelt sich hier um Personen der Landes- und Ortsgeschichte: die heilige Hedwig, die schlesischen Herzöge, dann Friedrich der Große, ferner Grafen (Gaschin) und Herren oder sonstwie hervortretende oder auffallende Persönlichkeiten. Gelegentlich spielen auch Personen von auswärts herein: Luther, Gustav Adolf, Napoleon. In katholischen Gegenden, besonders in Oberschlesien, erzählt man viel von Heiligen: hl. Adalbert, hl. Hyazinth, hl. Czeslaus; hl. Anna, hl. Marzellus, hl. Jakobus u. a. Die einen wirkten in ihrem Leben, die andern betätigten sich noch heut an den Stellen ihrer Verehrung. Es sind örtlich bestimmte Einzelfälle, die man von all diesen Personen berichtet.

Sehr beliebt sind auch die Räubersagen. Bei irgend einer zertrümmerten Raubburg fassen sie Fuß. Aber auch Räuber, die wirklich gelebt haben, sind Sagenhelden geworden und werden noch mit ihren Namen genannt. Das Volk stattet sie gern mit typischen Zügen aus, immer wieder wird erzählt, wie sie allen Nachstellungen durch Verkehrt-ausschlagen der Hufeisen entgingen, wie sie aber endlich verraten und gefaßt wurden, nachdem eine gefangene Dirne durch Streuen von Erbsen ihren Schlupfwinkel verraten hatte. Die Sage von der „Dreisten Magd“, die viel gewagt, kehrt an verschiedenen Stellen wieder.

Andererseits sind es Geschehnisse: Kriegszeiten, Brände, Pestjahre. Das Andenken an die Tataren, Hussiten, Schweden, Franzosen ist in nicht wenigen Sagen festgehalten: Verrat und Überfall, Rettung oder Tod und Untergang. Auch Gotteslästerung, Hostienfrevel und Hostienwunder bilden den Inhalt der Sage, oft verbunden mit spukhaften Äußerungen nach dem Tode. Auch Ortsneckereien gehören hierher.

b) Örtlich nur lose oder gar nicht  
mehr gebundene Sagen.

Wenn die Sage anfängt vom besonderen Falle ins Allgemeine überzugehen, löst sich allmählich die örtliche Gebundenheit, es entstehen sagenhafte Erzählungen, die bald hier, bald da auftauchen (sogen. Wandersagen). Persönlichkeiten wie der alte Fritz sind so sehr Gemeingut des Volkes geworden, daß eine Lösung von der Örtlichkeit leicht zu verstehen ist. Denselben Weg der Lösung ist schon viel früher die heilige Hedwig gegangen: ihre Legende schweigt in der Regel von dem Orte des Geschehens. Ganz natürlich ist das bei den Legenden von Jesus und Petrus. Allgemeinen Sinn kann auch der Inhalt der Erzählung annehmen, wenn das Geschicknis Grundzüge der Sittlichkeit und Religion zum Ausdruck bringt, wie Treue, Liebe, Tapferkeit, Gottesfurcht oder Strafe für Untreue, Undankbarkeit, Gottlosigkeit. Ins Allgemeine gehen auch die anekdotenhaften Scherzsagen, die im Volke sehr beliebt sind und an verschiedenen Orten mit leichten Abänderungen erzählt werden. Hierauf haben sich die Sammler noch wenig verlegt. Auch die Tierfabel hat bisweilen im Volke Wurzel gefaßt und ist sogar örtlich bezeugt (Leobsdorfer Kreis). Kriegsprophezeiungen sind selbstverständlich ortlos. Sobald die Sage den festen Grund des Ortes verläßt, geht sie leicht ins Märchen über.

### 5. Naturgeschichtliche Sagen.

Wenn wir Geschichte als Geschehen im weitesten Sinne auffassen, können wir den geschichtlichen Sagen auch diejenige Art von Sagen zurechnen, die auf Beobachtung des Geschehens in der Natur beruhen. Dähnhardt hat sie „naturgeschichtliche Volksmärchen“ genannt. Mit den Märchen haben sie die Ortlosigkeit, mit den Sagen die Einzügig-

keit gemeinsam. In ihnen wird irgend eine auffällige Erscheinung im Tier- oder Pflanzenreiche erklärt, das geschieht in aller Kürze und Knappheit. Es wird gefragt: Warum die Hunde immer einen fremden Hund hinten beriechen? Antwort: Die Hunde wollten einmal ein großes Gastmahl geben, alles war bereit, nur der Pfeffer fehlte noch. Da schickten sie einen nach Amsterdam nach Pfeffer. Aber der kam nicht wieder. Nun beriechen sie jeden fremden Hund, ob er etwa den Pfeffer gegessen hat. Oder: Warum die Espe immer zittert? Antwort: Auf der Flucht nach Ägypten sollte sie die heilige Familie einst vor einem Ungewitter schützen, sie tat es nicht. Da sagte Maria: „So zittere Du und hebe bis ans Ende der Welt.“

Zum Schluß. Überblickt man diese verschiedenen Sagengebilde und fragt sich, welcher Name sie am besten zusammenfassend bezeichnen würde, so sind zunächst die Bezeichnungen abzulehnen, die im Laufe unserer Betrachtung sich aufgedrängt hatten, weil sie nur für einzelne Teile Gültigkeit haben. Deutungsagen sind nicht alle, ein anderer Teil sind Erinnerungsagen. Ortsagen könnte man die Sagen von 1, 2 und 3 nennen, für die von 4 und 5 versagt der Name als Sammelname. Es bleibt nur die Bezeichnung „geschichtliche Sagen“, nur muß man sich bewußt sein, daß „geschichtlich“ nicht im gebräuchlichen Sinne als „historisch“ gilt, sondern in dem erweiterten Sinne als Bezeichnung eines Geschehens überhaupt, eines erfundenen, erdichteten Geschehens. Dieses Geschehen hat mit der wirklichen Geschichte den Sinn gemein, daß es im Gebiete der Sage die gleiche Wirklichkeit für sich in Anspruch nimmt: ist es nicht wirklich geschehen, so könnte es doch wirklich geschehen sein. Damit stellt sich die „geschichtliche Sage“ in deutlichen Gegensatz zu der „mythischen Sage“, die sich im Gebiete des Übernatürlichen, des Geisterreiches bewegt.

## Gen Abend

So rinnt es und gleitet vorüber:  
Loh war der Morgen und Licht;  
Dämmern ward und ward trüber,  
Das Auge des Tages bricht.

Ein Garten in dunklen Schauern,  
Ein Kloster umschattet ihn tief,  
Ein Wind sank über die Mauern,  
Ein Hauch von Rosen entschlief.

Die Blüten zerrieseln. Sterne  
Streuen bläulichen Schein  
Des Tages verwogende Ferne  
Ufert nun ein.

Ernst Boeßlich.

# Die Holzschnitzschule in Warmbrunn

Don C. Dell' Antonio.

Im Januar 1922 brachten Schlesiens Zeitungen die Nachricht, daß die Holzschnitzschule in Warmbrunn infolge der schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse nicht mehr weiter bestehen könne; es wurde lebhaft bedauert, daß diese, für die Provinz Schlesien so wertvolle Anstalt eingehen solle, man forderte die Regierung und die maßgebenden Kreise auf, die Schule auf alle Fälle zu halten, und hat seitdem kaum mehr etwas von der Holzschnitzschule gehört.

Damals stand es in der Tat mit der Schule sehr schlecht. Infolge der Geldentwertung konnte die kleine Gemeinde Warmbrunn die Unterhaltungskosten beim besten Willen nicht mehr tragen, und da die Regierung sich geweigert hatte, die Schule zu übernehmen, so wurde um Neujahr 1922 den Angestellten gekündigt und die Schließung für den 1. April erwogen. Auch die Schülerzahl war unter den unsicheren Verhältnissen gesunken. Es fehlte aber nicht an Männern, die für die Erhaltung der Schule wacker eintraten. Vor allem waren es die Herren Dr. von Bitter, der Landrat des Kreises Hirschberg und Dr. Grundmann, der Leiter der Schlesischen Hausfleißkunst zu Warmbrunn, die es dem Kreise nahe legten, die Anstalt zu übernehmen, und so wurde in der Kreisversammlung vom 20. 2. 1922 beschlossen, die Schule vom 1. April ab vom Kreise aus weiter zu führen und die Gemeinde Warmbrunn so weit als möglich zu entlasten.

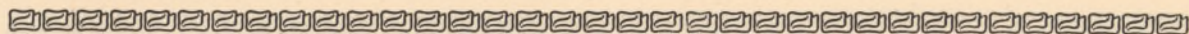
Durch verständnisvolles Entgegenkommen und durch weitblickende Fürsorge von Seiten des Kreises trat eine allmähliche Besserung der Verhältnisse ein. Es kamen wieder mehr Schüler, und auch die Aufträge gingen zahlreich ein; im letzten Sommerhalbjahr wies die Schule einen Besuch von 69 TagesSchülern, eine bisher noch nicht erreichte Zahl, auf, und eben jetzt gingen aus ihren Werkstätten eine Reihe größerer Arbeiten hervor, so eine Anzahl Wandleuchter für das Schloß Koppitz, ein Wandaltar für den Kardinal Bertram, den er gelegentlich des Eucharistischen Kongresses in Amsterdam den Holländern schenkte, größere Gedenktafeln für die katholische Kirche in Warmbrunn und viele

andere Kirchen, eine größere Kriegererehrung für das staatliche Gymnasium in Neisse u. a. mehr. Der Wert solcher Aufträge kann nicht hoch genug eingeschlagen werden. Durch ihre Ausführung wird das Schulmäßige vom werktätigen Können erst in der richtigen Weise befruchtet, die Schüler werden für das Kunsthandwerk draußen im Leben aufs beste vorbereitet. Die Nachfrage nach solch ausgebildeten Kräften ist sehr groß; so waren für 8 Holzbildhauer, die nach bestandener Prüfung d. J. als Bildhauergehilfen die Schule verließen, 36 Stellen aus den kunstgewerblichen Werkstätten angeboten. Durch die Ausführung von Aufträgen wird aber auch den minderbemittelten, doch begabten Handwerkern der Besuch der Holzschnitzschule erst ermöglicht, denn während früher die Regierung, die Provinz, der Kreis und Private bedeutende Beiträge für Lernbeihilfen bereit stellten, hat jetzt nur noch die Gemeinde Warmbrunn eine solche gewährt.

An der Holzschnitzschule ist auch eine Abteilung für Tischlerei eingerichtet, die Hand in Hand mit der Schnitzabteilung arbeitet und ebenfalls bis zum letzten Platz von TagesSchülern besucht ist. Hier wird besonderer Wert darauf gelegt, daß jeder Schüler seine Arbeit selbst entwirft, selbst durchzeichnet und selbst ausführt; es sollen nicht Kunstgewerbler ausgebildet werden, die nur auf das Papier entwerfen und die Ausführung anderen, den Handwerkern überlassen, sondern Kunsthandwerker, die selbst denken, selbst entwerfen und selbst ausführen können. Nur auf diesem Wege kann die Schule das Handwerk richtig veredeln, kann sie selbständige Holzbildhauer und Tischler heranbilden, die durch geschulte handwerkliche Fertigkeit, geschmackvollen künstlerischen Sinn und geweckten Erfindungsgeist wirkliche Wertarbeit schaffen können.

Die ursprüngliche Aufgabe der Schule war freilich etwas anders gedacht; doch um dies zu erläutern, müssen wir etwas weiter ausholen.

Schon gelegentlich der Schlesischen Gewerbe- und Industrieausstellung in Breslau 1881 wurde in einem Bericht der Schlesischen Zeitung der Wunsch



nach einer Holzschnitzschule im Riesengebirge laut. Man schrieb: „Die Hausgewerbe des Riesengebirges nehmen Ahorn, Linde, Birken, dazu Rinde, Moos und Tannenzapfen zu ihren kleinen Kunstgebilden. — Das kleine Spielzeug, die tausend Scherze bis zu den verschiedenen Formen der Zigarrenspitze, die mit Farben verziert und mit Bildern bedeckt werden; der Rübezahl mit dem langen Moosbarte, die Versuche, Landschaften aus Waldstoffen herzustellen, zeigen diese Industrie auf kindlicher Stufe, selbst wenn große Kunstfertigkeit zur Ausführung gehören mag. Es werden aber auch am Fuße des Riesengebirges Arbeiten gefertigt, die künstlerische Anlagen verraten, welche wohl weiterer Entwicklung fähig wären. Es ist hier ähnlich wie im Berner Oberlande, wie bei den Uhrkastenschnitzern im Schwarzwalde, bei den Bewohnern des Ammergau's, wie in Berchtesgaden und in Tirol. — Dort überall aber hat der Staat sich der Hausindustrie angenommen, hat Holzschnitzschulen errichtet, den künstlerischen Sinn der Leute geweckt und es dahin gebracht, daß der natürliche Geschmack ge-



Schülerarbeit  
Evangelische Kirche in Altwasser

läutert und zur Darstellung edlerer, kunstschönerer Formen veranlaßt wurde. Das fehlt im Riesengebirge!“ —

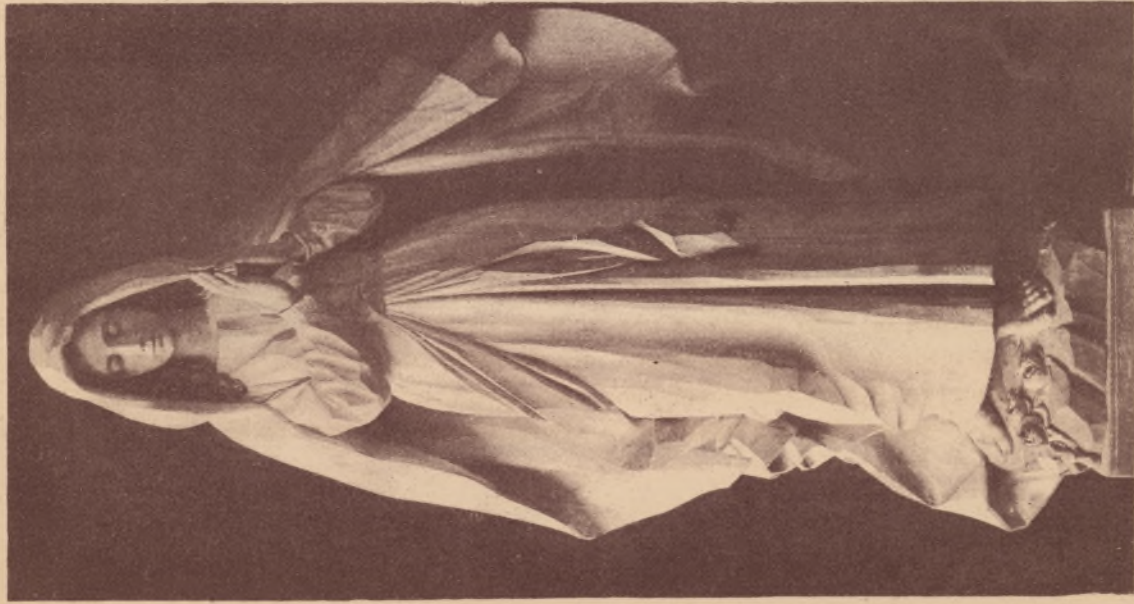
Seit dieser Zeit wurde der Wunsch nach einer Holzschnitzschule an dieser Stelle immer lauter. Wiederholt versuchte man, die Regierung für eine Holzschnitzschule zu erwärmen, aber vergebens. Gelegentlich einer Ausstellung der Görlitzer Knabenhandfertigungsschule im Abgeordnetenhaus 1884 erklärte zwar der Kultusminister von Gossler, daß

er die Absicht habe, im schlesischen Gebirge eine Schule für Holzschnitzerei einzurichten. Es blieb aber leider nur bei der „guten Absicht“. Auf dem Gewerbetag des schlesischen Gewerbevereins 1896 gab dieser bekannt, daß er zurzeit eifrig bestrebt sei, die Einrichtung einer staatlichen Holzindustrie-Schule in die Wege zu leiten und die zuversichtliche

Hoffnung hege, daß die Regierung einem derartigen Gesuche entsprechen würde.

In einer Besprechung, die im Dezember 1896 Geheimrat Seydel, der damalige Landtagsabgeordnete des Kreises Hirschberg mit Geheimrat Simon im Handelsministerium wegen Errichtung einer Holzschnitzschule im Riesengebirge hatte, erklärte dieser: Bis jetzt sei noch keine ähnliche Schule in Preußen vorhanden: Neurode bewerbe sich um eine solche: — es sei aber fraglich, ob dort der geeignete Platz sei. Einige Zeit später hatten die beiden oben genannten Herren im Handelsministerium wieder eine Besprechung wegen der Holzschnitzschule, wobei von Geheimrat Simon erklärt wurde, er könne zunächst nicht viel sagen, staatliche Erfahrungen lägen nicht

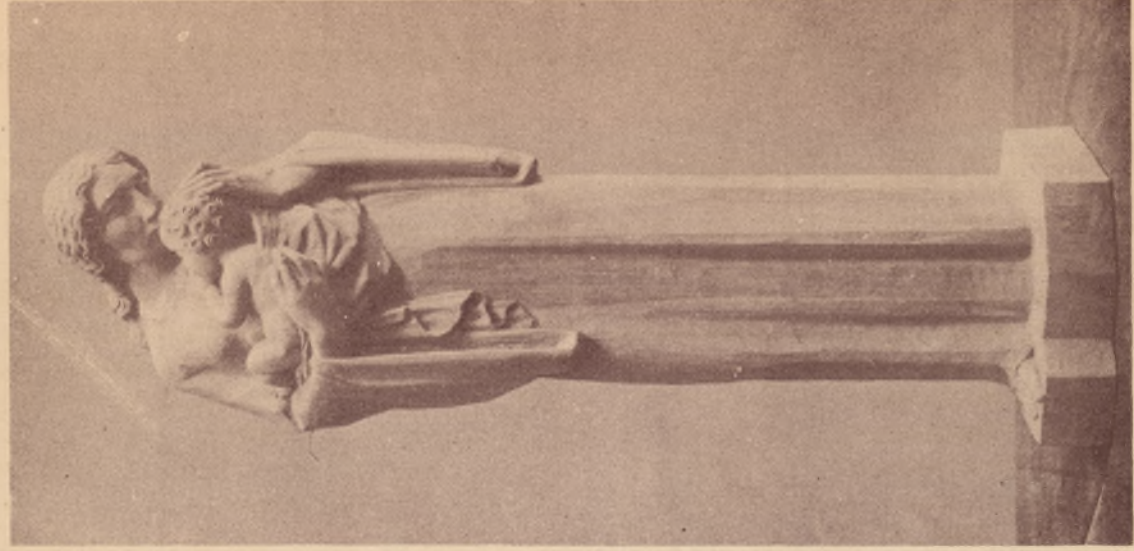
vor. Es würden von anderer Seite Anstrengungen gemacht, um eine Holzschnitzschule zu erhalten, insbesondere bewerbe sich auch Freiburg darum. Er — Simon — fühle sich gewissermaßen verpflichtet, der Stadt Hirschberg zu einer solchen Schule zu verhelfen; er glaube jedoch, daß die Schnitzerei im Riesengebirge ziemlich im Aussterben sei. Im Jahre 1898 wurde die Frage der Holzschnitzschule in einer Versammlung des Breslauer Innungsausschusses eingehend erörtert, und es wurde hier-



Marienfigur für eine Barockkirche

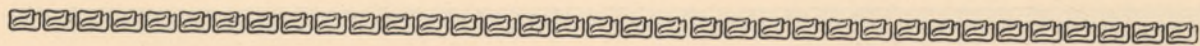


Apostelfigur für das Rathauszimmer in Döfen

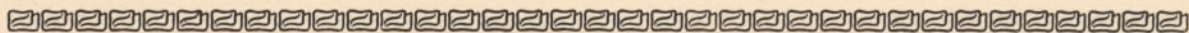


Madonna





Тислерарbeiten der Holzschneidkule



bei erklärt, man sei darüber einig geworden, daß die fragliche Schule nur in Breslau errichtet werden müsse, wo große Firmen des betreffenden Gewerbes vorhanden seien und außerdem ein Kunstgewerbemuseum zur Verfügung stehe. — Man habe zwei Abteilungen zu errichten, eine für die kleine Gebirgsindustrie (Schnitzerei), die andere für die Tischlerei. Auf dem bald darauf folgenden Gewerbetage zu Grünberg am 20. Juni 1898 wurde dann auch der Antrag gestellt, „Breslau als Sitz dieser staatlichen Fachschule für Holzbearbeitung zu bestimmen“<sup>1)</sup>. Auf diese Anregungen hin bezeugte zwar die Regierung wieder ihre „gute Absicht“, die Errichtung der Holzschnitzschule aber blieb auf dem Papier, und zwar deshalb, weil die Regierung ihre Unterstützung für Kunstgewerbe- und Fachschulen nur dann gewährte, wenn die in Frage kommende Gemeinde auf ihre Kosten die erforderlichen Schulräume zur Verfügung stellte.

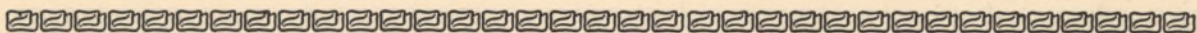
Die Bemühungen der verschiedenen Gemeinden Schlesiens, die Holzschnitzschule zu erhalten, nahmen eine für das Riesengebirge unerwartet günstige Wendung dadurch, daß der am 7. August 1897 zu Warmbrunn verstorbene Regierungsrat von Bruce in seiner letztwilligen Verfügung die Gemeinde Warmbrunn zur Erbin seines bedeutenden Vermögens ernannt hatte, mit der Bestimmung, daß damit eine Holzschnitzschule errichtet und erhalten werden sollte. So konnte nun die Gemeinde Warmbrunn die von der Regierung geforderten Schulräume stellen, und nach eingehenden Ermittlungen und Verhandlungen wurden bereits für 1901 im Haushaltsplan des Handelsministeriums 12 000 Mark vorgesehen, um die Schule zunächst mit den notwendigen Lehrmitteln, Werkzeugen und Maschinen auszustatten, und ein gleich hoher Betrag wurde als jährlicher Zuschuß bewilligt. Ein geräumiges Schulgebäude wurde alsbald in dem großen Garten des Schultifters von Bruce von der Gemeinde Warmbrunn errichtet, und am 7. November 1902 konnte die Holzschnitzschule feierlich eröffnet werden.

Sie ging nun an ihre Aufgabe, die Holzschnitzerei im Riesengebirge zu veredeln; sie bot

den heimischen Holzschnitzern die Möglichkeit einer besseren Ausbildung, jungen Leuten aus der Hausindustrie die Möglichkeit des Unterrichts. Aber sehr bald zeigte es sich, daß nur sehr wenige Schüler aus diesen Kreisen zur Schule kamen. Dies lag daran, daß die Preise für die einheimischen Holzschnitzereien durch die Einfuhr von billigen Fabrikserzeugnissen aus der Schweiz und aus Thüringen bis zur Unrentabilität gedrückt wurden, während gleichzeitig der zunehmende Fremdenverkehr lohnendere Beschäftigung bot. Dagegen kamen bald aus ganz Schlesien, ja aus ganz Preußen, viele Schüler, die sich in der Holzbildhauerei oder Tischlerei ausbilden oder weiterbilden wollten. In Anbetracht dieser Entwicklung mußten alsbald, neben den bereits von Anfang an an der Schule tätigen Holzschnitzlehrern, tüchtige künstlerisch ausgebildete Fachleute als Lehrer gewonnen werden, die einen mehr kunsthandwerklichen Unterricht erteilen konnten. Dadurch wurde die Schule befähigt, auch größere Aufträge auszuführen, die ihr alsbald reichlich zufließen: so auf die innere Ausstattung der Kaiser-Friedrich-Gedächtniskirche in Liegnitz und anderer Kirchen Schlesiens, auf die Ausschmückung des Rathauszimmers in Posen mit größeren Apostelfiguren, auf viele Prunkmöbel für den schlesischen Adel und andere Privathäuser, Arbeiten, die früher in München oder Tirol bestellt und ausgeführt worden wären. So wuchs die Schule über ihre erste Absicht, eine örtliche Hausindustrieschule zu sein, hinaus zu einer allgemeinen Kunsthandwerkerschule, zu dem, was sie heute noch ist.

Wenn von der Warmbrunner Holzschnitzschule geschrieben wird, dann müssen auch jene Männer genannt werden, die die Schule ins Leben gerufen, sie geleitet und mit ihrem Geist durchdrungen haben. Als erster der bereits erwähnte Stifter, Regierungsrat Adolf von Bruce, ein edler Mensch und ein Freund der Holzschnitzkunst, die er auf seinen Reisen in der Schweiz, Tirol und Oberbayern kennen und lieben gelernt hatte, und die auch im Riesengebirge veredelt zu sehen, sein innigster Wunsch war. Neben dem Stifter ist wohl an erster Stelle Herr Geheimrat Dr. h. c. Hugo Seydel zu nennen, der Schöpfer des Riesengebirgsmuseums, der als Abgeordneter des Kreises

<sup>1)</sup> R. Liedl, Zur Frage der Gründung einer Holzschnitzschule. Warmbrunn 1900.



Hirschberg mit der Regierung alles verhandelt und die Schule sozusagen aus der Taufe gehoben hat. Auch als Vorsitzender des Schulvorstandes hat er 20 Jahre lang die Geschicke der Schule geleitet. Wenn einmal die Geschichte der Schule geschrieben wird, dann wird man an Hand der Schulakten erst ermessen, welche ungeheure Arbeit Herr Geheimrat Sepdel für die Holzschnitzschule geleistet hat.

Der erste Direktor war Professor Walde, dem die schwierige Aufgabe zufiel, die Schule mit allem Notwendigen einzurichten, die geeigneten Schulkräfte zu wählen und dem Unterricht die zeitgemäße Richtung zu geben. Nach seinem Tode (am 15. 9. 1906) wurde der Lehrer von der Kunstgewerbeschule zu Breslau, Bildhauer Kiese, sein Nachfolger. Dieser hat unstreitig das Verdienst, die Holzindustrieschule zu einer großzügigeren Kunsthandwerkerschule umgewandelt und die Schlesische Hausfleißkunst gegründet zu haben. Nach seiner Berufung als Direktor der Kunstgewerbeschule zu Dessau übernahm Professor Hüllweck die Leitung der Schule, die er im Sinne seines Vorgängers noch weiter ausbaute, der durch neuartige Arbeiten, besonders auf dem Gebiet der Kriegerehrung, ge-

radezu bahnbrechend wirkte und den guten Ruf der Schule weit über Schlesiens hinaus verbreitete.

Als Lehrer wirkten zuerst die beiden schon verstorbenen Haus Schnitzerei-Lehrer Geisler und Weichert und später der als Holzplastiker hochbegabte, leider zu früh verstorbene Lehrer Fink und der Architekt Dogelgesang, der Erbauer des reizvollen Gebäudes der Schlesischen Hausfleißkunst in Warmbrunn, ferner der Kunsttischler Pohsner, der seit 15 Jahren als Werkmeister und jetzt als Lehrer die Klasse für Kunsttischlerei in mustergültiger Weise leitet.

Die Frage, ob die Holzschnitzschule ihre Aufgabe im Sinne des Stifters erfüllt habe, kann entschieden bejaht werden; allerdings mit dem Unterschied, daß nicht allein junge Leute aus dem Riesengebirge und aus dem Kreise Hirschberg hier zu tüchtigen Holzbildhauern und Tischlern herangebildet werden, sondern aus ganz Schlesiens, ja aus ganz Deutschland, und somit die Lehrtätigkeit nicht allein der Heimindustrie im Riesengebirge, sondern den betreffenden Zweigen des gesamten schlesischen und deutschen Kunsthandwerks zu gute kommt.

## Traumbild

Don M. Montag.

Ich hatte wieder einmal meine Zuflucht zu dem Buch der Bücher genommen, und das alte, ewig schöne Gleichnis vom barmherzigen Samariter klang in mir nach, als ich mich zur Ruhe legte, und brachte mir einen seltsamen Traum. Ein Deutscher lag, schwer verwundet, in seinem Blute, und die Vertreter der verschiedenen Nationen kamen des Weges.

Ein Franzose eilte vorbei: „Ein Jammer, daß dieser verwundete Boche nicht ganz totgeschlagen worden ist!“

Ein Russe wankte heran und lallte: „Brüderchen, zahlst Du Wodka, wenn ich Dir helfe?“

Ein Engländer schüttelte mißbilligend den Kopf und bemerkte würdig: „Wie schwer müssen Sie gesündigt haben, daß der Herr Sie so hart straft!“

Ein Japaner nahte höflich lächelnd: „Bitte, ich möchte keinen Anstoß erregen; vielleicht greife ich

jemand anderem vor, der Ihnen auch helfen möchte . . .“

Ein Italiener schlängelte sich geschmeidig heran: „Umsonst ist nichts auf der Welt — was für Äquivalente bieten Sie mir, wenn ich Ihnen beistehe?“

Ein Amerikaner raste im Auto vorüber: „Don Herzen gern würde ich Ihnen helfen, aber ich habe gar keine Zeit, ich muß Geschäfte machen und Geld verdienen!“

Ein Türke murmelte verlegen: „Anscheinend ist es Allahs Wille, daß Du hier so hilflos liegst . . .“

Da endlich nahte die Rettung: ein Deutscher kam, beugte sich zu dem stöhnenden Landsmann und sprach mit volltönender Stimme: „Erst muß ich wissen, welcher Partei Sie angehören, ehe ich überhaupt einen Finger für Sie rühre!“

# Stein und die Gräfin Reden

1805—1815

Don Konrad M u t k e

(Fortsetzung)

**D**ie quälende Unruhe über die Gestaltung seiner persönlichen Verhältnisse hinsichtlich seiner Achtung und der Beschlagnahme seines Vermögens im Nassauschen sowie wegen der politischen und militärischen Lage in Österreich, die Ungewißheit, ob nach Ablauf des Waffenstillstands ein schmählicher Friede, wie er dann am 14. Oktober 1809 in Wien tatsächlich erfolgte, oder ob ein blutiger Endkampf aufgenommen werden würde, wirkte auf Stein unendlich niederdrückend; dazu kam, daß seine Frau, jedenfalls mit den Töchtern, nach Deutschland zurückkehren wollte, um den durch den Tod ihrer Mutter tiefgebeugten Vater zu besuchen und Bäder zu gebrauchen, wobei sie versprach, „die Colonie an der Schneekoppe“ auf der Reise zu besuchen. So hätte in Stein das Gefühl der Vereinsamung, das Geßler mit seiner Plauderkunst und seinen bizarren Einfällen zu verscheuchen nicht mehr in der Lage war, übermächtig werden müssen, wenn ihn nicht sein unbeirrbarer Glaube an eine sittliche Weltordnung aufrechterhalten hätte. Schlimm freilich war es, daß nun auch noch aus Buchwald beunruhigende Nachrichten über den schlechten Gesundheitszustand des Redenschen Ehepaares kamen. Die Gräfin litt sei Monaten an schmerzhaften Gichtanfällen, gegen die sie alle möglichen Kurmittel gebrauchte; der Freund war am 19. August durch Umwerfen des Wagens an den Beinen schwer verletzt worden und hatte sich eine Versetzung der rechten Hüfte zugezogen, so daß er lange an das Krankenlager gefesselt blieb und sich noch im Oktober nur mühsam an zwei Stöcken fortbewegen konnte. Ganz erschrocken schrieb aus Troppau Freund Stein an die Gräfin am 18. September, welchem Schreiben wir gleichzeitig ihren Dankesbrief vom 23. September und zwei weitere Briefe Steins in dieser Angelegenheit anfügen:

X (Troppau) le 18 de Sept. 1809\*)  
C'est avec un chagrin bien sensible que j'ai appris, ma respectable et excellente amie, l'accident

\*) Mit lebhaftestem Mitgefühl habe ich, verehrte und teure Freundin, von dem Unfall gehört, der Ihren lieben, vortrefflichen Gatten betroffen, von den Leiden, die er ausgestanden und der Beunruhigung, die er

arrivé à votre brave et bon mari, les souffrances qu'il a essuies, les inquietudes qu'il vous a causées — puissiez vous bientôt être tranquilisée à ce sujet et être à même de nous donner des nouvelles rassurantes.

Nous sommes toujours ici dans l'attente des événements qui doivent décider sur notre sort — il va l'être dans peu et je me propose de me rendre alors à Nachod et vous envoyer ma femme que vous établirez à Schmiedeberg dans votre voisinage — et que vous accueillerez avec cette bonté et cet intérêt dont une âme aussi belle et pure que

Ihnen verursacht hat. Möchten Sie dieserhalb bald außer Sorge und in der Lage sein können, uns beruhigende Nachrichten zu geben.

Wir leben hier beständig in Erwartung der Ereignisse, die über unser Schicksal entscheiden werden — das wird in kurzer Zeit geschehen, und ich habe dann vor, mich nach Nachod zu begeben und Ihnen meine Frau zuzusenden, die ich Sie bitte, in Ihrer Nachbarschaft in Schmiedeberg unterzubringen und mit der Güte, dem Interesse, dessen eine so schöne und reine Seele wie die Ihrige fähig ist, aufnehmen zu wollen. Sie werden die Kinder gewachsen finden, Henriette sanft und nachdenklich, Theresie unruhig, voll Phantasie und sehr reizbar. Möge Gott über ihr Glück wachen, denn ich glaube nicht, daß ihr Vater schon am Ende seiner Leiden und der Verfolgungen durch seine Feinde angekommen ist.

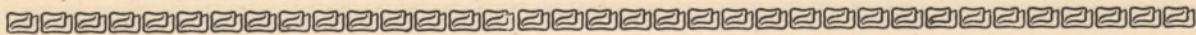
Sie wissen aus der Zeitung, daß der arme General Langwerth für die gute Sache tapfer kämpfend bei Talavera gefallen ist; er hinterläßt eine Witwe und mehrere Kinder. Ich hoffe, daß die englische Regierung ihr eine Pension aussetzt, da sie wenig Vermögen hat.

Ich habe Unfuss gemacht, nicht die Prinzessin Lubomirska, sondern die Prinzessin Jablonowska war es, der ich einen Brief an Sie gab; es ist eine ältere Frau, die sich infolge des Todes eines Freundes, des Generalleutnants D'Aspre, der in der Schlacht bei Aspern fiel, außerordentlich unglücklich fühlt und Zurückgezogenheit und Einsamkeit sucht.

Die allgemeine Stimmung ist in diesem Lande immer noch ausgezeichnet, man bereitet sich darauf vor, den blutigen Kampf wieder aufzunehmen, und man stellt eine große Zahl von Truppen auf, die voll Mut und Entrüstung über die unerhörte Bedrückung durch den Feind sind, der mit einer Härte und Erbitterung vorgeht, die alles, was wir kennen, übertrifft. Herr Daru ist vollkommen in dieser Beziehung, und man sagt, daß er sich selbst übertrifft — all dies wird nur dazu beitragen, den Haß gegen die Franzosen, diese Feinde der Menschheit, und gegen das große Krokodil, das nach Blut und Raub giert, zu vermehren.

Ich bitte Sie, die Landkarten aufzubewahren, bis ich weiß, wo ich mich für diesen Winter niederlassen werde.

Leben Sie wohl, meine liebenswürdige und ausgezeichnete Gräfin, empfangen Sie die Versicherung meiner ehrerbietigen Ergebenheit und 1000 Wünsche für Ihren Gatten.



la votre est capable. Vous trouverez les enfants grandis, Henriette douce et réfléchie, Therese remuante, remplie d'imagination et sehr reizbar. Dieu veuille avoir soin de leurs bonheur, car je ne crois point encore leurs pere arrivé au terme de ses souffrances et des persecutions de ses ennemis. Vous avez vu dans les gazettes que le pauvre general Langwerth<sup>1)</sup> a été tué à Talavera en combattant bravement pour la bonne cause; il laisse une veuve et plusieurs enfants. — j'espere que le gouvernement Anglais lui fera une pension, comme elle a peu de fortune.

Je vous ai fait un coq-à-l'ane — ce n'est point la Princesse Lubomirska<sup>2)</sup> mais la Princesse Jablonska, à laquelle j'ai donné pour vous une lettre; c'est une femme agée qui se trouve extrêmement malheureuse par la mort d'un ami qui a été tué à la bataille d'Aspern, le lieutenant-general d'Aspre, et qui cherche la retraite et la solitude.

L' esprit public est toujours excellent dans ce pais, on se prepare à recommencer la lutte sanglante et on deploie une grande masse de force remplie de courage et d'indignation sur les vexations inouies de l'ennemi qui y met une dureté et un acharnement qui surpasse tout ce que nous connaissons.

M. Daru<sup>3)</sup> est parfait dans ce genre et on dit qu'il se surpasse — tout ceci ne contribuera qu' à augmenter la haine contre les français, ces ennemis du genre humain, et contre le grand Crocodile<sup>4)</sup>, affamé de sang et de proie.

Je vous prie de garder les chartes géographiques jusqu' à ce que je sache, où je me fixerois pour cet hyver.

Adieu, mon aimable et parfaite comtesse, recevez les assurances de mon respectueux devouement et mille voeux pour votre époux.

XI Buchwald 23 Spt. [1809]\*)

J'ai reçu ce soir votre bonne lettre du 18., cher et respectable ami, et je vous reponds à l'instant, pour charger Langwerth de ces mots — ce brave et excellent ami qui a soigné mon mari avec un soin touchant, ne peut se refuser au plaisir de vous aller voir et de vous offrir ses services et profite de l'occasion qui s'offre à nous par le depart de

Buchwald, 23. Sept. 1809.

\*) Ihren lieben Brief vom 18., lieber und werter Freund, erhielt ich heut abend und antworte Ihnen sofort, um Langwerth diese Worte mitzugeben. — Dieser tüchtige und vorzügliche Freund, der meinen Mann mit so rührender Sorgfalt gepflegt hat, kann sich das Vergnügen, Sie zu besuchen und Ihnen seine Dienste anzubieten, nicht versagen und macht sich die Gelegenheit zunutze, die sich uns durch die Abreise Schleiermachers bietet, den wir hier sahen und der am 30. bei Ihnen sein wird.

Langwerth fährt morgen nach Liegnitz, um zu packen, und wird am 28. in Reichenbach sein, wo er

Schleiermacher<sup>5)</sup> que nous avons vu ici et qui sera avec vous le 30.

Langwerth va demain à Liegnitz pour y faire son paquet, sera le 28 à Reichenbach et s'y joint avec le professeur. Dans l'instant que mon mari lui dit que vous seriez aise de le voir, le plan d'une excursion à Troppau lui a trotté par la tête, mais ses moyens sont minces, vous le savez, et

sich mit dem Professor trifft. Seit dem Augenblick, wo mein Mann ihm sagte, daß es Ihnen lieb sein würde, ihn zu sehen, geht ihm der Plan eines Ausflugs nach Troppau im Kopfe herum, aber seine Mittel sind knapp, wie Sie wissen, und daher ist ihm die Gelegenheit, die sich bietet, sehr angenehm. Er ist ein guter und treuer Mensch, der Ihnen aufrichtig ergeben ist.

Mein armer Mann ist immer noch recht leidend und geht noch an seinen 2 Krücken, aber, Gott sei Dank, macht er doch Fortschritte, und seine Gesundheit bessert sich — der Husten nimmt ab, die Nächte sind besser und die Kräfte kehren wieder, seitdem er an die Luft und ausfahren kann. Wir bringen täglich 5 bis 6 Stunden damit zu, aber Sie können sich vorstellen, was es heißt, fast 15 bis 16 Stunden des Tages sitzend zuzubringen, denn die Bewegung an Krücken ist ermüdend und dauert nicht lange. Aber der Mut, die Entsagung und die Geduld meines Mannes bleiben sich gleich und erbauen seine ganze Umgebung. Ich bewundere und liebe ihn mehr denn je und danke Gott jeden Tag meines Lebens dafür, die Gefährtin eines so ausgezeichneten Menschen zu sein.

Ich habe mich der Gewandtheit und der Gefälligkeit Langwerths bedient, um Wohnungen in Schmiedeburg anzusehen und Ihrer Frau darüber Bericht zu erstatten, falls sie sich hier in unserer Nähe niederlassen will. Erhalte ich rechtzeitig Nachricht, so werde ich eifrig und mit Vergnügen die Wohnung mit den nötigen Möbeln, Betten, einem Klavier für Henriette usw. ausstatten. Ich wollte, ich könnte unser Haus anbieten, aber es ist nicht zur Winterwohnung geeignet. Da mein Mann die beiden heizbaren Zimmer, wo Frau vom Stein wohnte, innehat, habe ich nur noch das Zimmer unten, wo sich meine Schwestern einrichten werden. Sie wissen, lieber Freund, wie ich, falls Sie sich wirklich trennen müßten, von ganzem Herzen versuchen würde, von Nutzen zu sein und den Wünschen gerade Ihrer Familie, die ich als einen Teil der meinigen betrachten würde, zuvorzukommen.

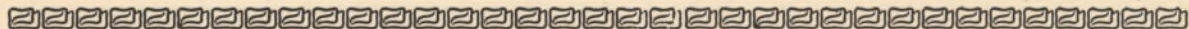
1) Ernst Freiherr Langwerth v. Simmern fiel als Brigadegeneral der englisch-deutschen Legion am 28. Juli 1809 in der Schlacht bei Talavera am Tajo in Spanien gegen die Franzosen. Die britische Nation setzte ihm ein Denkmal in der St. Paulskirche zu London, seiner Witwe, geb. v. Ahlefeld, wurde die große goldene Medaille zugestelt, welche ihm für Talavera zuerkannt war. Vgl. A. d. Biogr. Bd. 17, 694.

2) Vgl. ob. den Brief v. 19. Aug. 1809.

3) Daru, französischer Generalintendant, der Preußen aufs schamloseste gebrandschatzt hatte.

4) Napoleon I.

5) Friedrich Ernst Daniel Schleiermacher, der berühmte protestantische Theologe, geb. 21. Nov. 1768 in Breslau, war damals vorzüglich bei der Gründung der Universität in Berlin tätig und Prediger an der Trinitatiskirche, vgl. A(llgem.) D(eutsche) B(iographie) Bd. 31, 422 ff.



par consequent l'occasion qui se présente, lui est très agréable. C'est un brave et loyal homme qui vous est bien sincèrement attaché.

Mon pauvre mari est toujours bien souffrant, marche toujours avec ses 2 bequilles, mais Dieu merci il y a des progrès et sa santé se remet — la touse diminue, les nuits sont meilleures et les forces reviennent, depuis qu'il peut être à l'air et se promener en voiture. Nous y passons 5 à 6 heures par jour, mais vous sentés ce que c'est que de passer presque 15 à 16 heures de la journée assis, car le mouvement à bequilles est fatigant et dure peu. Mais le courage et la résignation et la patience de mon mari se soutient et edifie tous ses entours — je l'admire et l'aime plus que jamais et benis Dieu tous les jours de ma vie d'être la compagne d'un si excellent mortel.

J'ai profité du savoir faire et de la complaisance de Langwehrt, pour voir des quartiers à Schmiedeburg, pour en faire rapport à votre femme en cas qu'elle vienne s'établir près de nous. Si je suis instruite à tems, j'aurais soin du reste et fournirais l'établissement des meubles nécessaires, des lits, d'un piano pour Henriette etc. avec zèle et plaisir. Je voudrais pouvoir offrir notre maison, mais elle n'est pas arrangée pour une habitation d'hiver, car mon mari occupant maintenant les deux chambres chauffables, où logeait Madame de Stein, je n'ai plus que la chambre embass, où mes soeurs vont s'établir.

Vous savés, cher ami, dans le cas que vous deviés absolument vous séparer, avec quel coeur je tacherais d'être utile et de prévenir les désirs de votre famille que je regarderais comme faisant partie de la mienne.

Je joins ici un petit compte de depence de poste que le secretaire de Reden a déboursé, et que votre femme pourra remettre à Langwehrt — je viens de lui expedier encore deux lettres par le dernier courier.

Karsten<sup>1)</sup> de Berlin est avec nous pour quelques jours, se rendant en suite en haute Silésie pour une fabrication de fusils que l'on veut y etablir. Langwehrt vous rendra compte de toutes nos nouvelles organisations, cabales, cahos etc.

Jch lege hier eine kleine Rechnung über Postausgaben bei, die Redens Sekretär ausgelegt hat, und die Ihre Frau Langwerth zurückerstatten kann. Jch habe ihm soeben durch den letzten Kurier noch 2 Briefe gesandt.

Karsten aus Berlin ist für einige Tage bei uns und begibt sich dann nach Oberschlesien wegen einer Gewerfabrik, die man dort errichten will. Langwerth wird Ihnen Bericht erstatten über uns, unsere Organisationen, Kabalen, Holzwege usw.

Wohl dem, der heraus ist! — Gott segne Sie, lieber Freund, und gebe Ihnen Gesundheit und gute Hoffnungen. Es wird noch alles gut werden.

Reden und ich umarmen Sie.

F. R.

Wohl dem, der heraus ist! — Que Dieu vous benisse, cher ami, et vous donne santé et bon espoir. — Es wird noch alles gut werden.

Je vous embrasse, ainsi que Reden.

F. R.

XII.

T(roppau) le 29 Sept. 1809\*).

Les nouvelles sont depuis le 25 d. c. si deciderment à la paix que j'ai cru vous en devoir faire part, quoiqu'on continue avec les preparatifs militaires pour pouvoir s'opposer aux demandes extravagantes et destructives.

Comme la decision n'est point encore arrivée et que le grand crocodile est rempli d'astuce et

T(roppau), den 29. Sept. 1809.

\*) Die Nachrichten lauten seit dem 25. so bestimmt auf Frieden, daß ich glaubte, es Ihnen mitteilen zu müssen, obgleich man mit den militärischen Vorbereitungen fortfährt, um sich übertriebenen und vernichtenden Forderungen zu widersetzen.

Da die Entscheidung noch nicht getroffen und das große Krokodil voll Hinterlist und Bosheit ist, kann es sein, daß alles zerreißt und die Feindseligkeiten wieder anfangen.

Wenn es zum Frieden kommt, so ist mein Plan, mich in Prag festzusetzen, wo es mehr Hilfsmittel zur Erziehung der Kinder gibt als in Brünn, und wo ich mich auch näher bei meinen Buchwalder Freunden befinde, deren Nachrichten mich jetzt spät und selten erreichen.

Derehrte, liebe Freundin, teilen Sie mir doch bitte mit, was Ihr Mann macht, ob seine Gesundheit sich bessert und ob seine Leiden beendet sind. — Ich schreibe ihm nicht mehr, um ihn nicht in die Notwendigkeit zu versetzen, mir zu antworten.

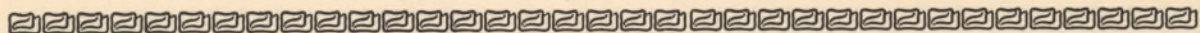
Die schlechte Stimmung des Herrn D. gegen mich ist noch nicht vergangen: Als man ihm sagte, es sei meine Absicht gewesen, die Franzosen in Brünn zu erwarten, ich hätte sie aber geändert, hat er geantwortet, er hat recht getan, denn ich hätte ihn auf Festung gesetzt. Sie sehen, wie sanft, edel und großherzig usw. usw. diese Leute sind — und wie glücklich wir alle wären, lebten wir unter ihrem Scepter — von Eisen.

Es tut mir sehr leid, daß Schleiermacher nicht hierher gekommen ist, ich hätte mich gefreut, ihn zu sehen und mich mit ihm zu unterhalten.

Ihre Berge sind gewiß schon mit Schnee bedeckt, da das Wetter hier schon anfängt, unangenehm zu werden. Bleiben Sie den Winter auf dem Lande? Verbringen Sie doch den unangenehmsten Teil in Prag. Sie werden dort recht wohlfeil leben und Reden wird sich mit Künstlern, Gelehrten usw. usw. und mit mir unterhalten. Sie werden Leute dort finden, die Ihnen zusagen, viel Gutmütigkeit, Vernunft und Höflichkeit des Herzens. Sobald der Frühling naht, kehren Sie in Ihre herrlichen Täler zurück. Übertragen Sie mir die Sorge, Ihnen Wohnung zu besorgen und zur Ausföhrung dieses Planes behilflich zu sein.

Meine Frau läßt sich Ihnen, gnädige Frau, und unserm lieben Kranken empfehlen; meine Kinder legen sich Ihnen zu Füßen, und ich bitte Sie um Fortdauer Ihrer edlen und wohlthuenden Freundschaft und um Ihren Segen.

<sup>1)</sup> Dietr. Ludwig Gust. Karsten, geb. 5. April 1768 zu Bülow i. Mecklenburg, bedeutender Mineraloge und treuer Freund Redens, Geh. Ob.-Bergtrat im Ministerium für Bergwerksangelegenheiten, Staatsrat, gest. 20. Mai 1810 zu Berlin als Direktor der kgl. Generalbergbaudirektion und Nachfolger Redens.



de venin, il se peut que tout se rompe et que les hostilités recommencent.

Si la paix se fait, mon projet est de m'établir à Prague, où il y a plus de ressources pour l'éducation des enfants qu'à Brunn et où je me trouve aussi rapproché de mes amis de Buchwald dont les nouvelles m'arrivent maintenant tard et rarement.

Veuillez, mon excellente et aimable amie, me dire, ce que votre mari fait, si sa santé se remet et si ses souffrances sont finies — je ne lui écrit point pour ne point le mettre dans le cas de me répondre.

La mauvaise humeur de Mr. D.<sup>1</sup>) contre moi n'est point encore épuisée — à ce qu'on lui disoit que mon intention avoit été d'attendre les français à Brunn, mais que je l'avois changé, il a répondu, il a bien fait, car je l'aurois fait mettre à la citadelle; vous voyez comme ces gens sont doux, nobles, généreux etc. etc. et comme nous serons tous heureux de vivre sous leurs sceptre — de fer.

Je suis bien fâché que Schleiermacher ne soit point venu icy, j'aurois été bien charmé de le voir et de causer avec lui.

Vos montagnes seront sans doute déjà couvertes de neige, comme le tems commence déjà ici à devenir désagréable — resterez vous l'hiver à la campagne? venez passer la partie la plus désagréable à Prague, vous y vivrez à grand marché et Reden causera avec les artistes, les scavants etc. et avec moi. Vous y trouverez des personnes qui vous conviennent, beaucoup de bonhomie, de bon sens, de politesse de coeur — desque le printemps pointera, vous retournerés dans vos superbes vallons. Chargés moi du soin de vous trouver un quartier et de concourir à l'exécution de ce projet.

Ma femme veut être à votre souvenir, madame, et à celui de notre cher malade, mes enfants se mettent à vos pieds et je vous demande la continuation de votre amitié noble et bienfaisante et votre benediction.

XIII.

T(roppau) 2 Oct. 1809\*)

L(angwerth) et Schl(eiermacher) nous ont remis le 30. d. m. p. votre lettre du 23, dont le contenu a augmenté le plaisir que nous a fait l'arrivée des voyageurs. Dieu veuille que la santé de Reden se remet complètement avant la mauvaise saison

T(roppau), 2. Okt. 1809.

\*) L(angwerth) und Sch(lei)ermacher haben uns am 30. v. M. Ihren Brief vom 23. zugestellt. Sein Inhalt vermehrte das Vergnügen, das uns die Ankunft der Reisenden bereitet. Gott gebe, daß Redens Gesundheit sich vor Eintritt der schlechten Jahreszeit völlig bessert; diese kündigt sich in unserer Gegend schon so ausgesprochen an, daß es den Wunsch in mir erweckt, sie so bald als möglich zu verlassen. Die Ungewißheit, die die politische Lage beherrscht, dauert noch an und

qui s'annonce déjà d'une manière si prononcée dans nos contrées ce qui me fait désirer les quitter le plus tôt que possible. L'incertitude qui regne sur les affaires politiques dure toujours et me retient encore ici et dans une situation qui n'est point faite pour la faire durer pendant l'hiver. Je ne puis donc encore prendre aucun parti sur le séjour de ma femme à Schmiedeberg que celui de vous remercier, mon excellente amie, pour les soins que vous avez pris et de vous assurer que je vous écrirais, dès le moment que mon incertitude cessera, ce qui sera le cas dans très peu de jours.

L'arrivée des deux voyageurs m'a fait grand plaisir, les nouvelles qu'ils m'ont donné sur l'esprit de l'intérieur, des gouvernants et des gouvernés sont peu satisfaisant, pourvu que la destruction entière des débris de la monarchie ne soit la suite de la conduite qu'on a observée. L'espérance que vous avez, daß noch alles gut werde werden, prouve votre ame pure et angelique, Dieu veuille qu'elle soit exaucée, mais je ne puis pour le moment partager votre opinion.

Le séjour du bon et honnête Karsten aura certainement été agréable à vous et à Reden, il est du petit nombre de personnes qui sont recon-

hält mich noch hier in einer Lage zurück, die nicht dafür geschaffen ist, um sie den Winter über dauern zu lassen. Ich kann also hinsichtlich des Aufenthaltes meiner Frau in Schmiedeberg nichts anderes tun, als Ihnen, verehrte Freundin, für die Mühe, die Sie sich gemacht haben, zu danken und Sie zu versichern, daß ich Ihnen im Augenblick schreiben werde, wo meine Ungewißheit aufhört, was in wenigen Tagen der Fall sein wird.

Die Ankunft der beiden Reisenden hat mir viele Freude gemacht, die Nachrichten, die sie mir über den Geist im Innern, bei den Regierenden wie bei den Regierten, brachten, sind wenig befriedigend, wofern nicht überhaupt die völlige Zertrümmerung der Reste der Monarchie die Folge des eingeschlagenen Verhaltens ist. Ihre Hoffnung, daß noch alles gut werde werden, beweist nur Ihre reine, himmlische Seele; gebe Gott, daß sie erhört werde, aber ich kann für den Augenblick Ihre Meinung nicht teilen.

Der Aufenthalt des guten, ehrlichen Karsten war Ihnen und Reden gewiß angenehm; er gehört zu den wenigen, die dankbar sind, und die anhänglich bleiben, selbst wenn sie für ihr persönliches Interesse nichts mehr zu erwarten haben. In diesem Sinne und als einen gläubigen, ehrenhaften, fleißigen und gebildeten Menschen empfehle ich Ihnen Erdmannsdorff, dem ich das beste und ehrenvollste Zeugnis ausstellen muß.

Ihre Lager sind also aufgelöst, und diese kriegerische Haltung hat sich in Dunst aufgelöst.

Leben Sie wohl, verehrte, teure Freundin, bewahren Sie mir Ihr Wohlwollen und seien Sie meiner aufrichtigen und ehrerbietigen Ergebenheit versichert, und sagen Sie Ihrem lieben, guten Mann tausend freundliche Dinge.

<sup>1</sup>) Der französische General Davout, Herzog v. Auerstädt, Fürst v. Eggmühl, berüchtigt durch sein Verfehren 1813 gegen Hamburg.

naissant et restent attachées, si même leurs intérêt personnel n'a plus rien à attendre. A ce titre et à celui que possède un homme religieux, probe, appliqué, instruit, je vous recommande Erdmannsdorff<sup>1)</sup>, auquel je dois le témoignage le plus satisfaisant et le plus honorable.

Vos camps<sup>2)</sup> sont donc dissouts et cette attitude guerrière hat sich in Dunst aufgelöst.

Adieu, ma chère et respectable amie, conservés moi vos bontés et soiez persuadée de mon sincère et respectueux attachement et dites mille choses amicales à votre bon et brave ami<sup>3)</sup>.

XV. T(roppau) le 3 de Nov. 1809\*)

J'ai tardé, mon excellente amie, à répondre à votre lettre du 6 d. m. p. et à celle de Reden du 16. pour pouvoir vous donner des nouvelles positives sur mes projets — et ce n'est que depuis très peu de tems que je suis à même de la faire.

Vous vous rapellés, que mon intention était, de me fixer à Prague. Mr. de Stadion m'avait promis des passeports, l'expédition tarda d'en être faite, un changement dans le ministère survint<sup>4)</sup> et depuis on me fait savoir que l'empereur désire que je reste les premiers mois de l'hiver à Brünn. Enfin voilà encore un établissement provisoire rendu nécessaire, l'espérance d'en pouvoir me procurer un plus solide et durable ajournée, celle de nous voir réunis avec vous remise à un terme éloigné.

Je vous avoue que cette contrariété jointe à la situation générale des affaires me donne beaucoup d'humeur et d'hypochondrie et que je ne puis point encore trouver un Ruhepunkt pour y fixer mes idées et me former un avenir. Enfin il faudra se résigner et se tranquiliser.

Le bon Karsten est venu nous voir, il est toujours également doux, complaisant, actif, aimant le bien et le faisant, son cousin<sup>5)</sup> et compagnon

T(roppau), den 3. Nov. 1809.

\*) Ich habe gezögert, verehrte Freundin, Ihren und Redens Brief vom 16. v. M. zu beantworten, um Ihnen endgültige Nachricht über meine Pläne geben zu können, und erst seit kurzem bin ich dazu imstande.

Sie erinnern sich, daß ich die Absicht hatte, mich in Prag festzusetzen. Herr von Stadion hatte mir Pässe versprochen, deren Absendung sich verzögerte, ein Wechsel im Ministerium folgte, und nun läßt man mich wissen, der Kaiser wünsche, daß ich die ersten Monate des Winters in Brünn bleibe. So ist denn wieder eine vorläufige Niederlassung nötig geworden, die Hoffnung, mir eine sicherere und dauerhaftere zu verschaffen, verlagert und die, uns mit Ihnen vereint zu sehen, auf einen entfernten Zeitpunkt verschoben.

Ich gestehe Ihnen, daß diese Widerwärtigkeit verbunden mit der allgemeinen Lage der Dinge mir viel schlechte Laune und Hypochondrie verursacht, und daß ich noch keinen Ruhepunkt finden kann, um meine Gedanken daran zu knüpfen und mir eine Zukunft zu schaffen. Schließlich wird man sich bescheiden und beruhigen müssen.

de voyage m'a beaucoup plu, je lui crois plus d'énergie qu'à notre ami.

Desceque l'évacuation de Brünn fixée au quatre d. c. sera exécutée et connue, nous partirons pour y prendre nos quartiers d'hiver et y attendre les événements ultérieurs.

J'écrois par la poste prochaine à Reden pour lui parler de mon admiration de sa patience, seiner ruhigen und heiteren Stimmung, au milieu de ses souffrances et malgré son immobilité nécessaire. Puissions nous apprendre bientôt de meilleures nouvelles sur sa santé — c'est tout ce que je désire.

Mesdemoiselles de Riedesel<sup>6)</sup> sont elles avec vous?

On assure que ma soeur<sup>7)</sup> revient avec les Senft. —

Der gute Karsten hat uns besucht, er ist immer gleich sanft, gefällig, tätig, liebt das Gute und tut es auch. Sein Vetter und Reisesenoffe hat mir sehr gefallen; ich traue ihm mehr Tatkraft als unserem Freunde zu.

Sowie die Räumung von Brünn, die auf den 4. d. M. angelegt ist, vollzogen und bekannt ist, reisen wir ab, um dort unser Winterquartier aufzuschlagen und dort die weiteren Ereignisse abzuwarten.

Mit nächster Post schreibe ich an Reden, um ihm meine Bewunderung seiner Geduld, seiner ruhigen und heiteren Stimmung inmitten seiner Leiden und trotz seiner notwendigen Unbeweglichkeit auszusprechen. Möchten wir bald bessere Nachricht über sein Befinden erhalten, das ist alles, was ich wünsche.

Sind die Fräulein von Riedesel bei Ihnen?

Man versicherte, daß meine Schwester mit den Senfts zurückkommt.

Obgleich wir uns hier in vieler Hinsicht recht schlecht befanden, so verlasse ich sonst Troppau doch mit Bedauern. Der Verlust der Gesellschaft der Gr. Łanskoronska ist die Ursache; sie ist eine ausgezeichnete Frau, die mit den Haupteigenschaften, welche den Charakter einer verdienstvollen Frau bilden, die anmutigen, gesellschaftlichen Eigenschaften vereint, welche den liebenswürdigen Frauen eigen sind. Ihr Geist ist rechtlich, entwickelt und schön, sie hat eine außerordentlich edle und hohe Art zu fühlen und eine Beständigkeit in ihren Grundsätzen, und Ansichten, die man sonst nicht bei Frauen ihres Volkes findet.

Leben Sie wohl, verehrte, liebenswürdige Freundin, sagen Sie Reden 1000 zärtliche und freundschaftliche Dinge. Meine ganze Umgebung empfiehlt sich Ihrer wohlwollenden und liebevollen Erinnerung.

<sup>1)</sup> Regierungspräsident von Siegnitz.

<sup>2)</sup> Die preussischen militärischen Konzentrationslager in Pommern.

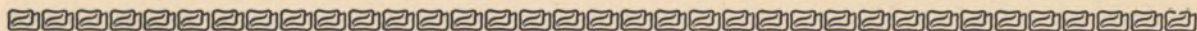
<sup>3)</sup> Wohl verschrieben für „mari“.

<sup>4)</sup> d. h. Metternich wurde Minister des Äußeren.

<sup>5)</sup> Gemeint ist jedenfalls C. J. B. Karsten, der sogen. Hüttenkarsten, der Mitentdecker des Zinks, † 1853, damals Oberbergamtsassessor, 1811 Oberhüttenrat und schlesischer Oberhüttenverwalter. Steins Meinung über ihn ist völlig zutreffend gewesen.

<sup>6)</sup> Die beiden Schwestern der Gräfin Reden, Karoline und Lotte.

<sup>7)</sup> Mathilde vom Stein, s. darüber weiter unten.



Quoique nous aions été bien mal ici à bien des egards, je quitte cependant T(roppau) à d'autres avec regret. La perte de la société de la C. Landskoronska<sup>1)</sup> m'en donne, c'est une femme bien distinguée et qui réunit aux qualités essentielles qui forment le caractère d'une femme de mérite, les qualités d'agréments et de société, qui appartiennent aux femmes aimables. Elle a l'esprit juste, développé et orné, une manière de sentir extrêmement noble et élevée et une constance dans ses principes et ses opinions qu'on ne trouve point chez les femmes de sa nation.

Adieu, mon aimable et excellente amie, dites milles choses tendres et amicales à Reden. Tout ce qui m'entoure, veut être rapellé à votre souvenir bienveillant et affectueux.

(Fortsetzung folgt)

<sup>1)</sup> Die faszinierende polnische Gräfin Landskoronska, die im Gegensatz zu der überwältigenden Mehrzahl ihrer Landsleute es nicht mit Napoleon hielt, sondern der Sache der abendländischen Freiheit zugetan war (attachée à la bonne cause), hatte es in Troppau bald verstanden, Stein ganz für sich einzunehmen. Vgl. Lehmann, Stein III, 38 u. Perß, Stein II, 412.

## Doch einst . . .

Du sehnst Dich nach dem stillen Immergrün,  
Das selbst im Schneewind dir den Sommer lügt;  
Doch einst, wenn graue Spinnen Dich umziehen  
Mit ihrem Netz, an dem die Welt erblindet,  
Und allen Wünschen, die sich bunt verkündet,  
Die Farben stehlen; wenn der Kreis sich ründet,  
In dem der Mensch sich ins Verzichten siegt,  
Dann wirfst Du heimlich an der Pforte knien,

Die dich in den verbotnen Garten lud,  
Da über Dir die unerhörte Flut  
Der wilden Mohnheiß zusammenstieß;  
Und jenen Stürmen, die den roten Trug  
Zerrausend rissen über alle Mauern,  
Wirfst Du dann nicht mehr zürnen, und mit Schauern  
Wird Deine Seele, die kein Glück mehr trägt,  
In jener Sünde warmen Segen fliehn.

Hermann Gebhardt.

## Wende das Steuer!

Das bist du, Friede? Das, sieghafte Ruh? —  
Ein Schatten bin ich, ins Graue gestellt.  
Mich stillen, geruhigen, traumleeren Gast  
Hauset befremdet die treibende Welt.

Deinen Unfrieden rufe, geebnet Gefühl!  
Glück Gluten wie Goethe, Sehnsucht wie Hölderlin!  
Wein' durch die Nächte, selig wie Wanderweh  
Nach der Saale, dem Meere, dem Engadin!

Schlag ins Gefels! Empfinde am Trugquell  
Dürstende Wonnen! Hadre mit Gott!  
Daß du lebest, Geseiter, ist mehr als dein Friede!  
Wende das Steuer! Schiff ist in Not!

Hermann Gebhardt.

## Der Schultstreik

Erzählung von August Friedrich Krause.

**A**h! . . . Herr Kollege Hänfler! Guten Morgen, guten Morgen! Na, wieder wohl-auf? Wie gehts?"

Rektor Sander hatte sich von seinem Platz hinter dem großen Konferenz- und Arbeitstisch des Amtszimmers erhoben, ließ sich aber sogleich wieder auf seinen Stuhl zurückfallen und reichte dem Lehrer die Hand über den Tisch hinüber. Das machte dem kleinen, ein bißchen korpulenten Herrn zwar auch Mühe, war aber immer noch bequemer, als wenn er ganz aufgestanden wäre.

Danke, Herr Rektor! Danke . . . danke!"

Der Begrüßte ließ sich ein wenig erschöpft an der andern Längseite des Tisches auf dem angebotenen Stuhl nieder.

"Mir scheint, Sie hätten sich noch ein wenig schonen sollen!"

Die grauen, wässerigen Augen des Vorgesetzten gingen dabei prüfend über das blass, abgezehrte Gesicht.

"Es geht schon wieder, Herr Rektor!"

"Na, wenn Sie meinen! Was war's denn? Wieder der Zucker?"

Lehrer Hänfler hob seine müden, braunen Augen:

Fast sieben Prozent diesmal!"

"Ach was!"

Und jäh brach es aus der schmalen Brust, Klage und Anklage zugleich:

"Die Klasse macht mich noch tot!"

Im gleichen Augenblick hatte das Gesicht des Rektors sich verändert. Der Schimmer des Mitgeföhls, der es veredelte, war daraus gewichen, und es hatte eine amtliche Miene angenommen, die sofort den Vorgesetzten betonte. Dabei legte der Kopf sich ein wenig zurück, als wollte der kleine Herr sich damit ein höheres Ansehen geben, und die Fingerspitzen klopften ganz leicht auf dem Wachtuch des Tisches; nur ab und zu war das Aufschlagen der kurz bis ans Fleisch geschnittenen Nägel zu hören.

"Ich habe die drei Tage, die Sie krank waren, in fast allen Stunden selbst vertreten, Herr Kollege!"

Der Lehrer verbeugte sich dankend.

" . . . Ich wollte nur sagen", wehrte der Rektor dem Danke, „daß ich Ihre Meinung über die Klasse nicht teilen kann!"

Einen Augenblick hob Lehrer Hänfler den Kopf und sah von der Seite den Vorgesetzten an. Mißtrauisch, fast feindselig war dieser Blick.

"Die Jungen sind rege und willig . . . machen ihre Sache schön. Es sind . . ."

"So, meinen Sie?" fragte Hänfler höhnisch und bitter.

Dieser Ton reizte den Rektor.

"Ja, das meine ich, nachdem ich mich selbst davon überzeugt habe", entgegnete er ein wenig scharf. „Es sind ganz geweckte Kerlchen darunter, die recht nett anpacken. Der Krausbauer zum Beispiel . . ."

Lehrer Hänfler fuhr bei diesem Namen erregt in die Höhe.

" . . . macht sich wie nur einer. Der kann . . ."

"Ja, ja! Der kann, wenn er . . . will!"

"Bei mir wollte er!"

"Bei mir will er nicht!"

Der Rektor zuckte die Achseln und sah, während seine Finger stärker trommelten, von dem leidenschaftlich erregten Lehrer fort zum Fenster hinaus, vor dem der Herbstwind mit den gelben Blättern einer jungen Akazie spielte.

"Na ja, Herr Kollege! Das kann ja sein! Aber vielleicht . . . Sie verzeihen schon, aber ich muß Ihnen das sagen . . . vielleicht liegt es auch ein wenig an Ihnen!"

"Natürlich!" beehrte der Getadelte bitter auf. „Natürlich! Nur an mir!"

Der Rektor hob begütigend die Hand.

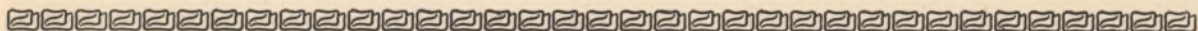
"Ich will Ihnen keine Vorwürfe machen. Sie sind krank, leicht reizbar, nervös!"

Der Lehrer sah mit müden, traurigen Augen zu dem Vorgesetzten hinüber.

"Geben Sie mir eine andere Klasse, Herr Rektor!"

Der aber machte seine abweisende Amtsmiene:

"Sie wissen ja, das geht nicht. Wir haben ja schon darüber gesprochen. Jetzt, mitten im Schul-



jahr! Ich müßte den ganzen Arbeitsplan umstoßen, einen neuen machen. Das ist keine Kleinigkeit, Herr Kollege! Und dann . . . wem der Herren soll ich zumuten . . .“

Mit hastigem Ruck erhob sich Lehrer Hänfeler:

„Ich weiß schon: Sie wollen nicht. Entschuldigen Sie! Guten Morgen!“

Nach kurzer Verbeugung schritt er zur Tür.

Verlegen und unsicher sah der Rektor auf.

„Sie sollten einen längeren Urlaub nehmen, Herr Kollege!“

Die Klinke in der Hand wandte Hänfeler sich um. Ein unsäglich bitterer Zug stand in seinem vergrämten Gesicht.

„Ich habe vier Kinder, Herr!“

„Auch denen sind Sie's schuldig! Sie reiben sich auf!“

„Ich brauche den Nebenverdienst: Privatstunden, Fortbildungsschule. Meine Kinder sollen nicht hungern, Herr, wenn ich einmal tot bin!“

Da zuckte der Rektor bedauernd die Achseln:

„Guten Morgen!“ grüßte Hänfeler kurz und ging hinaus.

„Guten Morgen, Herr Kollege!“

Auf dem dunkeln Korridor blieb der Erregte stehen und rang erschöpft nach Atem. In den meisten Klassen hatte der Unterricht schon begonnen. In der 4B drüben wurde das Gebet gesprochen. Die Stimmen der Schüler, die gleichförmig, ohne Betonung die Worte herunter sagten, klangen verworren und dumpf durch die Tür.

Aus einer Klasse am Ende des Korridors scholl heftiger Lärm. Es war seine eigene.

Ein Schauer lief Hänfeler über den Körper: Dort mußte er nun hinein! Er war gern Lehrer und keiner von den ungeschickten oder lässigen; aber er wäre doch lieber in die Hölle gegangen. Seine Seele hatte sonst im Unterricht gelebt wie der Vogel in der Luft, der Fisch im Wasser, und wenn er in das Leuchten von Kinderaugen hatte schauen dürfen, das sich am Geiste seines Wortes entzündet, waren Sorge und Krankheit von ihm abgefallen, als wären sie Bettlerlumpen, die ein Königskleid verbargen.

Seit Wochen . . . Monaten war das anders; da wurde die Arbeit ihm zur Qual. Wie er sich auch mühte, er brachte nichts vorwärts. Nicht nur

die Seelen seiner Jungen blieben vor ihm verschlossen wie mit ehernen Toren, daß er nicht in sie einzudringen vermochte; er spürte auch, daß kaum ein Lernerfolg seinen Mühen beschieden war. Er war nicht einmal imstande, das zu erreichen, was jeder geistlose Driller zu erzielen vermochte, der sein Amt mechanisch und handwerksmäßig erfüllte: Ein paar sichtbare, wägbare Unterrichtsergebnisse.

Was sollte werden, wenn das so weiter ging? Mußte er nicht am Ende des Schuljahres dastehen wie ein elender Bankrottierer, der seine Zeit verschwendet hat, als wäre sie ein unerschöpfliches Kapital?

Siedendheiß liefen Angst und Scham dem Grübelnden über den Körper, und er tat ein paar Schritte der Klasse zu, blieb aber doch bald wieder stehen. Das Bewußtsein, sich vergeblich zu mühen, band ihm die Füße an den Boden. Es würde heute werden, wie es in den letzten Wochen immer war: An dem zähen, passiven Widerstand, den seine Jungen ihm entgegensetzten, erschöpften seine Kräfte sich so rasch, daß er nach der ersten Unterrichtsstunde schon sich so zerschlagen fühlte wie sonst kaum nach fünf.

Woran lag das nur? . . . Woran? . . . Woran? . . .

Wie hatte Rektor Sander gesagt?

Vielleicht liegt es ein wenig auch an Ihnen, Herr Kollege!

O, er hatte wohl verstanden, daß er meinte, nicht nur ein wenig, sondern ganz allein läge es an ihm.

Der Vorwurf war ihm wie ein Messerstich durchs Herz gegangen, weil er fühlte, daß er nicht völlig unberechtigt war.

Ach ja! Wie oft hatte er sich das schon gesagt: Es lag an ihm! Aber anders als der Rektor meinte.

Er war sich bewußt, daß die Wandlung nicht in ihm sich vollzogen hatte, und was der Rektor sah, seine erhöhte Nervosität und Verärgertheit, seine häufigeren Erkrankungen, waren Wirkungen, nicht Ursachen. Er war gewesen wie immer in den letzten Jahren: An manchen Tagen frisch und froh, mit ganzer Seele bei der Arbeit, an andern vergrämt, mißgelaunt, reizbar und dann hart in

Wort und Tat, wenn seine Krankheit ihn quälte. Sein körperliches Befinden hatte immer, schon in der Jugend großen Einfluß auf seinen Seelenzustand und seine Arbeit ausgeübt, nie aber hatte es auf die Dauer ihn überwältigen, ihn unfähig machen können.

Die Wandlung hatte sich allein in den Seelen der Knaben vollzogen, daß sie unter seinen gestaltenden Händen wurden wie rinnender Sand, der sich nicht formen läßt.

Mit hängendem Kopf schlich er wieder ein paar Schritte seiner Klasse zu, wo die Arbeit seiner harrete. Der Lärm, der ihm daraus entgegenscholl, erregte seine Lehrernerven, peitschte sein Pflichtgefühl auf . . . und doch erfüllte es ihn mit heftigem Widerstreben, mit heimlicher Angst vor dem, was in den fünf Unterrichtsstunden seiner wartete an Aufregungen.

Als er die Hand auf die Klinke legen wollte, zuckte er zurück, als wäre sie glühend, und fahle Blässe ging über sein Leidensgesicht. Er hatte drinnen eine helle, harte Knabenstimme gehört, die einen Namen rief. Einen Augenblick sah er, als wäre die Tür aus Glas, das Bild vor sich, das sich ihm bieten würde, wenn er jetzt rasch eintreten würde: In der Mitte der Schar saß ein Knabe, der Krausbauer, den der Rektor vorhin so gelobt hatte, auf der Rücklehne seines Platzes, die Füße auf dem Sitzbrett, die Hände zwischen den Knien zur Faust ineinander geballt. So ließ er die harten blauen Augen, in denen das scharfe Funkeln eines klaren, frostkirrenden Wintertages war, über die Köpfe der andern hingehen, als wäre er ihr Herrscher.

Das war er auch. Sie liebten ihn nicht. Keiner. Sie hätten am liebsten sich gegen seine Herrschaft aufgelehnt. Wenn einer es aber einmal wagte, seinen Befehlen zu trotzen, brauchten die kalten, herrischen Augen ihn nur böse anzufunkeln, und aller Widerstand zerbrach wie sprödes Glas. Er besaß eine eigentümliche Macht über alle seine Kameraden.

An dieser Macht zermürbte sich auch der Wille Hänflers.

„Schäfer!“ hörte er jetzt die schneidende Knabenstimme in der Klasse rufen, „mach'n bißel Krach!“

Und Schäfer, der als Klassenerster zum Aufpassen bestellt war, ein sonst stiller, artiger Junge, begann gehorsam mit den Fäusten auf die Bank zu trommeln.

„Mehr!“ kommandierte Krausbauer.

Da schrie der Junge wie besessen zu seinen Schlägen: „Bumbumbum! Bumbumbum!“

Alle lachten wie zu den Späßen eines Zirkus- Spaßmachers.

„Genug!“ befahl nach einer Weile der Klassentyrann.

Als es stille geworden war, fragte er: „Geht heute der Vollmond auf?“

Lehrer Hänfler wußte, daß mit dem Spitznamen er gemeint war um seines blanken, kahlen Schädels willen.

„Ja!“ antworteten drinnen einige.

„Er ist zum „Alten“ in's Amtszimmer gegangen.“

„Aha! Na, da kann ja der Tanz wieder losgehen!“

Einige jubelten.

„Heute zeigen in jeder Reihe bloß vier. Das ist genug. Mehr nicht. Verstanden?“

„Ja!“ brüllten die meisten.

„Aber wenn er haut!“ kam ein schüchternes Stimmchen von einem Platz in der Nähe des mittleren Fensters. Hänfler wußte, das war der kleine Böer, der immer solche Angst vor jedem kleinsten Klaps hatte.

„Da läßt du dich eben hauen!“

„Das tut aber weh!“

Da brüllte die ganze Klasse.

„Memme!“ spie Krausbauer seine Verachtung zum Fenster hinüber.

In dem Lehrer kochte ein rasender Zorn hoch. Schon wollte er die Tür aufreißen und in die Klasse stürmen, um Gericht zu halten. Mutlos aber ließ er die Klinke fahren und sank in sich zusammen. Er wußte aus Erfahrung, wie alles käme: Jeder würde leugnen bis zum äußersten, und wenn er trotzdem strafte, wurde der versteckte Widerstand der Klasse nur noch größer. In der nächsten Stunde zeigte und antwortete überhaupt niemand mehr.

Da hörte er, wie drinnen in die Entrüstungsbrandung, die den kleinen Böer überfallen hatte,

~~~~~

sich plötzlich eine neue Stimme wie ein kühner Schwimmer warf, dunkel und rauh im Klang wie die eines Erwachsenen.

„Ich mach auch nicht mehr mit!“

Das war Eduard Schlichting, der Hebammensohn, dessen Mutter gerne kurpfuschte und viel Geld damit verdiente. Zu ihrem Schmerz war ihr Junge keiner von den Begabten, denn sie hätte gern einen Doktor aus ihm gemacht; aber aus seinen wassergrauen Augen strahlte viel Gutmütigkeit und eine große schlichte Ehrlichkeit. Als Hänfler einmal an der Wahrheit seiner Worte zweifelte, sah er ihn treuherzig an und sagte mit ruhiger Bestimmtheit: „Ich lüge nie, Herr Lehrer!“

„Nanu!“ war Krausbauer mehr erstaunt als zornig aufgefahren. „Was ist denn los?“

„Ich mach nicht mehr mit!“ beharrte Schlichting bei seinem Widerspruch.

„Warum denn nicht, hä?“

„Weil's gemein ist!“

„Quatsch!“

„Daß er schon wieder krank geworden ist, kommt bloß von dem vielen Ärger, hat meine Mutter gesagt, und die versteht was davon!“

„Da willst wohl jetzt immer zeigen, hä?“

Wie eine geduckte Katze lauerte die sonst so harte Stimme.

„Wenn ich's weiß . . .!“

„Und uns alle verklatschen, gelt?“

Das war schon mehr ein giftiges Fauchen.

Es kam keine Antwort darauf. Vielleicht bestand sie in einem Zucken der Achseln.

Da setzte mit jähem Sprung Krausbauer von seinem Thron zu dem Widerspenstigen hinüber.

„Du . . . wag's!“ hörte Hänfler ihn rufen, und das Gellen dieser hellen Stimme schnitt ihm selber durch die Nerven.

Schlichting mochte die Faust, die der andere ihm unter die Nase gehalten hatte, beiseite geschlagen haben: Einem heftigen Knall folgte ein Wutlaut, und als der Lehrer die Tür aufriß, fand er die beiden in stummem, erbittertem Ringen am Boden.

Er griff nach Krausbauer, der auf seinem Gegner lag, und riß ihn hoch, daß er krachend gegen die Tafel flog.

Ihre Kleider ordnend standen die Knaben sich gegenüber. Der Lehrer staunte, welche Energie in beider Augen brannte.

„Was gibts hier?“ herrschte er die Ringkämpfer an.

In den Augen des Schuldigen brannte es tückisch auf.

„Der hat angefangen!“ rief er, auf seinen Gegner weisend.

„So?“ fragte Hänfler und sah ihn hart an.

„Ja . . . ja . . . ja, Herr Lehrer! Es ist wahr! Der Schlichting hat angefangen! Der Schlichting! Der Schlichting!“

Der Beschuldigte ließ den Sturm der Anklagen ruhig über sich hinbrausen, hielt nur den dunkeln, ernstesten Blick fest auf den Gegner gerichtet. Als er verbrast war, trat er auf diesen ein paar Schritte zu:

„Sag die Wahrheit, du! Lüg nicht! Hab ich angefangen?“

Krausbauer begehrte auf:

„Ist's vielleicht nicht wahr, hä? Daß du mich zuerst geschlagen hast, hä?“

„Zuerst geschlagen . . . ja! . . . Aber . . .!“

Ein bißchen hilflos sah er zu dem Lehrer auf, wurde aber gleich wieder sicher, als der forschte:

„Warum hast du denn angefangen?“

Da wurde es jäh ganz still in der Klasse. Auf allen Gesichtern lag Spannung: Wird er's sagen?

Krausbauer hatte seinen Kopf zurückgeworfen und stand hochgeredt, mit herrischer Miene. In seinen Augen war der eigentümliche harte Blick, mit dem er alle unter seinen Willen zwang. Mit dem suchte er auch seinen Gegner zu bannen.

An dem aber glitt er wirkungslos ab. Eine Weile wartete Schlichting, dann forderte er ruhig und bestimmt:

„Sag du's.“

Krausbauer begehrte auf:

„Ich laß mich nicht hauen von dir!“

„Dann sag ich's“, wandte der Hebammensohn sich dem Lehrer zu. „Alles!“

In der Klasse entstand heftige Unruhe, die jäh tiefer Stille wich, als Hänfler wehrte:

„Ist nicht nötig, Schlichting. Ich habe alles gehört!“

Mit dunklen Flügeln flog ein Erschrecken durch die Reihe.

Hänfler aber sah es nicht. Er hatte sich abgewandt und kramte in den Hefen des Schulschrankes, um seinen Schülern den tiefen Gram nicht zu zeigen, der ihm die Seele füllte wie ein schwarzes Wasser.

Einer aber sah doch den gequälten Ausdruck in Mienen und Augen des Lehrers und wurde davon tief erschüttert: Schlichting. Wie allen seinen Lehrern, war auch Hänfler gegenüber sein Herz bisher gleichgültig geblieben; nun aber brannten Mitleid und Liebe jäh in ihm auf, und es geschah, als Hänfler sich wieder umwandte, ein Ungewöhnliches: Schlichting ergriff, eine der schmalen, blassen Hände, durch die ein nervöses Beben lief, und küßte sie. Mit dunkelrotem Gesicht trat der Junge zurück. In seinen Augen aber schimmerte ein feuchtes Glänzen.

Hänfler war fassungslos und wußte nicht, was er sagen sollte. Mit einem hilflosen Blick sah er über seine Schüler hin. Dumm-verlegenes Grinsen stand in den Mienen, und einige bargen das lachende Gesicht in den breit über das Pult gelegelten Armen.

Da legte sich kältender Hauch über das warme Glücksempfinden seines Herzens.

Als er aber in das höhnisch verzerrte Gesicht Emil Krausbauers sah, kroch es wie heimliche Angst in ihm hoch und eine Frage stand in seinem Blick: Warum tußt du mir das?

Frech hielten die Augen des Jungen ihm stand, und er las in ihrem drohenden Funkeln: Ich hasse dich!

Warum, was habe ich dir getan?

Und die Knabenaugen antworteten: Du weißt es!

So maßten sie sich eine Weile, zwei Todfeinde.

Dann wandte der Lehrer sich ab und senkte das Haupt. Ja, er wußte es!

Die Erregung, die in Hänfler durch diese Vorgänge ausgelöst worden war, hatten ihn müde und völlig unfähig zur Arbeit gemacht, so daß er einem heimlich mahnenden Pflichtgefühl zum Trotz die Klasse mit schriftlicher Arbeit beschäftigte und rastlos, die Hände auf dem Rücken, vor den Bänken auf und ab ging. Streng unterdrückte er jedes

Tuscheln der Schüler. Es reizte ihn. Er meinte, daß sie im Drange, das eben Erlebte zu besprechen, ihn verhöhnten und sich zu nur noch größerem Widerstande aufstachelten.

Und es hinderte ihn in seinem schmerzvollen Denken. Ja, er wußte, warum Emil Krausbauer ihn haßte!

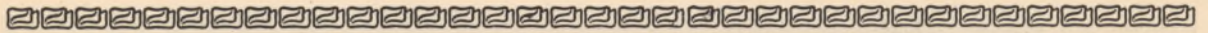
Um Pfingsten etwa war der Junge, der Sohn eines kleinen Beamten, als Neuer in die Klasse gekommen. Er hatte auf irgend einer höheren Schule nicht gut getan und sie verlassen müssen. Als der Dreiste damals im grauen Licht eines Regentages vor ihn hingetreten war, einen eigentümlich frechen, spöttischen Zug um den Mund, und mit dem herausfordernden Blick in den graugrünen Augen, hatte er sofort heftige Abneigung gegen ihn gespürt, die im Laufe der Wochen durch das trohige und hochfahrende Wesen nur noch verstärkt wurde. So sehr auch der Lehrer in ihm gegen dieses Gefühl ankämpfte, es überwältigte ihn doch immer wieder, und oft verleitete es ihn, den Jungen härter zu behandeln als andere Schüler. Der üble Leumund rechtfertigte ihn vor seinem pädagogischen Gewissen, wenn er, durch das böse Funkeln der grünschillernden Knabenaugen verleitet, sich hatte hinreißen lassen, im Strafen weiter zu gehen, als er sonst sich gestattete.

So lange der Lehrer gerecht blieb, ließ der Junge sich diese harte Behandlungsweise mit einem finstern, verbissenen Trotz gefallen, trieb zwar seine Bosheiten und versuchte, den leicht Erregbaren bis aufs Blut zu reizen, ließ sich aber die härteste Strafe gefallen.

Doch jäh sprang in seinen Augen der Haß auf, als eines Tages ihm Unrecht geschah.

Hänfler war beim Unterricht empfindsam wie ein schaffender Künstler. Jede Störung, oft schon das hartnäckig-aufdringliche Läuten der vorüberfahrenden Elektrischen Straßenbahn, konnte ihn zur Verzweiflung bringen. Die geringste Unruhe in der Klasse, der heimliche Flüsterlaut eines Schwagenden, den sein hellhöriges Ohr auffing, zerriß ihm die Stimmung und raubte ihm damit alle Freude an der Arbeit.

Eines Tages hatte er gemeint, Krausbauer breite mitten in der stillen, gespannt lauschenden Klasse durch verstecktes Tuscheln mit seinen Nach-



barn eine Insel der Unaufmerksamkeit um sich. Immer wieder wurden seine Blicke vom Argwohn zu dem Knaben hingeleitet, bis er aus einer verdächtigen Bewegung glaubte schließen zu dürfen, daß er ihn ertappt habe. — Sein scharfer Anruf ließ Krausbauer hochschnellen.

„Ich hab nicht gesprochen!“ verteidigte er sich energisch.

Die vermeintliche Lüge reizte den Lehrer noch mehr.

„Gelt nein, du!“ rief der Beschuldigte seinen Nachbarn zum Zeugen seiner Unschuld auf.

„Nein, Herr Lehrer! Er hat nicht geschwagt!“ bestätigte er.

Hänfeler kannte das Manöver, das schon oft ihn hatte irre führen sollen, und er rief den Störenfried zur Strafe heraus.

Da begehrte der Junge wütend auf:

„Ich laß mich nicht hauen! Ich hab nichts gemacht!“

An der Widerspenstigkeit des Jungen entzündete sich sein Zorn nur noch mehr, und die Strafe fiel härter aus, als seine Absicht gewesen war.

(Schluß folgt)

Sommer-Ende

Schon sinkt die Stunde früher, wo die Lichter
sich gelb in schattengrauen Wassern spiegeln
und Bäume, starr wie Pinien des Südens,
im letzten Schein des Abendhimmels stehn.
Blaß streicht und kühl der Abend durch die Büsche,
in denen längst der Blüten Bunt erlosch.
Ein Lied klagt einsam durch die schwere Stille
und eint sich einem fernen Glockenschlag. —
Die große Unerfülltheit allen Lebens,
das ewig gärend um ein Letztes ringt,
mischt sich in Schauer fröstelnden Erbebens,
aus denen welk des Herbstes Atem dringt.

Irma Erben-Sedlaczek.

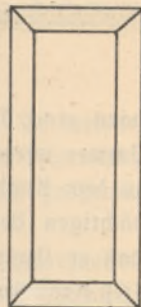
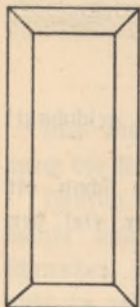
Erinnerung

Ich blickt' in die Sonne mit lachendem Sinn,
Meine Sonne war Dein Aug',
Verjauchzte in Küßten die Tage hin,
Sah mich in Deinem Herzen drin
In selig beglückendem Traum.

Verloren, verklungen die schöne Zeit —
Die Sonne lang versank —
Und nur das Lied vom süßen Leid
Schwebt wie ein Ruf der Ewigkeit
Durch meinen Dämmertraum.

Ich schloß die Augen längst schon zu
Dor Lust und Sonnenschein,
Und meine Seele ging zur Ruh',
Nur eines lebt, und das bist Du,
Du meiner Sehnsucht Traum.

Walter Steller.



Von heut und ehemdem

Das Großmutterideal des scheidenden Mittelalters

Es gibt sehr verschiedenartige Großmütter, z. B. noch recht junge, aber den Deutschen verkörpert sich doch unwillkürlich die Großmutter als Typus in den Gestalten, wie sie uns in klassischer Weise Ludwig Richter in zahlreichen köstlichen Bildern hinterlassen hat: die alte einfache Frau in der Haube, vielleicht auch mit einer Brille auf der Nase, wie sie im Kreise ihrer Enkel Märchen erzählt, der jüngsten wartet, den älteren wehrt.

Schon einmal hat unser Volk einen so anheimelnden Großmuttertypus besessen; das war am Ende des Mittelalters. Dem Zeitgeiste entsprechend kleidete er sich aber damals in kirchliche Formen. Der Legende nach war die Jungfrau Maria die Tochter von Joachim und Anna. Deren Verehrung kam im Abendlande erst gegen Ende des 14. Jahrhunderts auf, fand aber erst zweihundert Jahre später allgemeine Ausbreitung. Ein Hauptsitz der Verehrung der hl. Anna waren die Wettinischen Lande, und es ist daher, bei den mannigfachen Beziehungen zwischen ihnen und Schlesiens und ihrer Nachbarschaft, wohl erklärlich, daß ihr Kult und damit auch ihre Darstellung in der Kunst sich auch hier ausbreitete. Während es aus dem 14. Jahrhundert nur ein einziges, aus Striegau stammendes Bild im Kunstgewerbemuseum in Breslau gibt, ist die Zahl der Annenbilder, Gemälde und Skulpturen, aus der Zeit um 1500 herum sehr groß; in einigen Kirchen sind sie, infolge ihrer besonderen Verehrung durch die Gläubigen, die einzigen Reste mittelalterlicher Kunst.

Wie das erwähnte Bild aus Striegau beweist, war die Auffassung des Vorwurfes von Anfang an derart, daß nicht nur Christus als Kind dargestellt wurde, sondern auch seine Mutter, wenn auch als etwas älteres Kind. In dieser naiven Weise liegt es begründet, daß der mit dem Bildinhalt nicht vertraute Beschauer die Kinder als Geschwister und Anna als deren Mutter ansehen wird, wenn diese, wie auf dem Striegauer Gemälde, noch verhältnismäßig jung erscheint. Seltsam mutet es uns auch an, daß hier das Jesuskind auf dem Schoße des Kindes Mariae, dieses auf dem ihrer Mutter Anna sitzt. Dieser Typus wird dann später aufgegeben; nun sitzen die beiden Kinder auf je einem ihrer Arme.

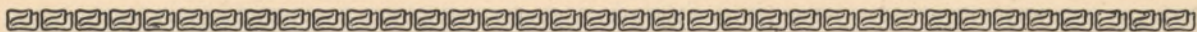
So erblicken wir sie auch auf dem der Öffentlichkeit zugänglichsten Werke in der Steingruppe von 1507 an der Westwand der Adalbertkirche in Breslau, das, wie alle Skulpturen, ursprünglich bunt bemalt war; Farbenspuren sind noch heute bemerkbar. Beide Kinder halten zwischen sich ein Buch. Neben dem stehenden Typus findet sich auch der, daß Anna auf einem Lehn-



Heiße, Mendicantenstift.

stuhl sitzt, bisweilen auch dahin abgewandelt, daß das Kind Maria neben der Mutter steht. So ergibt sich eine äußerst reizvolle, zum Herzen sprechende Gruppe.

Erinnern wir uns, daß gegen Ablauf des Mittelalters zu die Kunst, wie sie von zünftigen Handwerksbürgern ausgeübt wurde, immer mehr verbürgerlicht war in des Wortes eigenster Bedeutung, wie sie die Umwelt der heiligen Gestalten und Vorgänge der



Breslau, Adalbertkirche

fassung sich breit machen sehen, heimelt uns diese herbe Natürlichkeit an, und wir können uns leicht in die Seelen der Menschen jener Tage versetzen, die, indem sie das Heilige in der reinen Menschlichkeit ihrer Gegenwart erblickten, diesem Heiligen innerlich um so näher kamen.

Wie sich die Annengruppe in jener Zeit zu einer Gruppe der ganzen vielköpfigen heiligen Familie oder Sippe entwickelt und wir dadurch gleichsam Familiengruppen der Kleinbürger erhalten, besprechen wir vielleicht später einmal.

Paul Knötel.

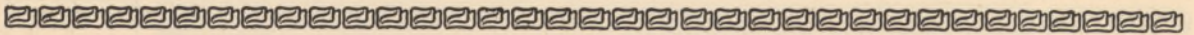
Franz von Wendrins Paradies

Dies ist nicht etwa der Titel eines Romans wie Zolas Paradies der Damen oder dergleichen, sondern bezieht sich auf jene „welterschütternde“, alle Wissenschaft über den Haufen werfende (jede neue Lehre muß heutzutage anstandshalber mit diesem bescheidenen Anspruche auftreten) „Entdeckung des Paradieses“ durch den Mann, der, obwohl er durchaus nicht so heißt, es für gut befunden hat, seine Elaborate unter hochwohlgeborenem Namen in die erschütterte Welt auszuwerfen zu lassen. Es bezieht sich auf jenes angeblich bereits in der gewaltigen Auflage von 60 000 Stück erschienene Buch, das bereits beim Aufschlagen ein ungemeßenes Staunen auslöst, insofern man nämlich nicht begreift, wie ein so guter und schätzenswerter Verlag wie Westermann sich dazu hergeben konnte, diese Ausgeburt des Unsinns anzunehmen und zu verbreiten. Nichts indessen kann heutzutage so wahnsinnig sein, daß es nicht von solchen geglaubt würde, die sich dadurch geschmeichelt fühlen, und so haben sich auch hier allzuvielen gefunden, die sich zum Lobredner und Wegbereiter des neuen Propheten gemacht haben.

Auf die entsetzliche Gefahr, die in dergleichen beklagenswerten Vorgängen liegt, soll hier nicht näher eingegangen werden; ebenso wenig bedarf es einer ausführlichen Darlegung der unsinnigen Methode, oder vielmehr des methodischen Unsinns, der „Beweisführungen“ des besagten „Franz von Wendrin“. Die „Tatsachen“, die hier zu Berichte kommen sollen, sprechen für sich selbst, und sie sollen wesentlich deshalb zur Erwähnung kommen, damit Leser, die ein wenig Humor haben, staunend erkennen können, welche hochbedeutsame Rolle unser Schlesien dereinst in der Ur-urgeschichte gespielt hat.

Der Hersteller des in Rede stehenden Machwerkes macht sich seit längerer Zeit, wie mancher andere Unberufene auch, mit dem Versuche der Entzifferung der bekannten nordischen Felsbilder, auf schrägen Felshängen in gewissen Teilen Schwedens, Norwegens und Gotlands eingegrabener Darstellungen, unnütz, die nach vorsichtiger wissenschaftlicher Auffassung etwa in der jüngeren Bronzezeit entstanden sind und ebensowohl gewisse geschichtliche Erinnerungen wie religiöse Vorstellungen bezeichnen. Er ließ bereits im Juliheft des

eigenen, ständisch engen Umwelt entnahm, so werden wir in der Annengruppe, St. Anna selbdritt oder auch die hl. Selbdritt (!) damals genannt, ein Genrebild aus den Kreisen der Kleinbürger zu sehen erwarten dürfen. Das ist auch tatsächlich der Fall. Anna ist eben zur echten deutschen Großmutter geworden, die ihrer scheinbaren Enkel wartet oder ihnen in einem Buche Bilder zu zeigen scheint. Dazu trägt noch bei, daß sehr häufig, dem Brauch jener Tage entsprechend, der Heiligenschein fehlt. Die Anhänger einer streng kirchlichen Kunst mögen wohl beklagen, daß dadurch das Heilige in eine niedrigere Sphäre herabgedrückt erscheint. Gerade aber, wenn wir in Schöpfungen des letzten Jahrhunderts unter dem Mantel rein kirchlicher Kunst eine größere oder geringere Süßlichkeit der Auf-



Jahrganges 1923 von Wefermanns Monatsheften einen Aufsatz erscheinen, in dem er weiszumachen versuchte, unter welchen, bis in alle Einzelheiten geschilderten, Umständen sich vor 20 000 Jahren der Auszug der Germanen vollzogen habe, und zwar des wandilischen Stammes der Lugier nach Ostdeutschland, insbesondere nach Schlesien, wo sie noch zu Beginn der Völkerwanderungszeit saßen. Die paar Jährchen sind in dem neuesten Machwerk, was allein schon Bände spricht, auf die zehnfache Zahl, auf 200 000 gewachsen, und die „Entdeckungen“ nehmen ein gigantisches Ausmaß an.

Um es kurz zu sagen: Der sogenannte Franz von Wendrin hat auf Grund einer unter den nordischen Felsbildern gefundenen „Urkunde“ „festgestellt“, daß das Paradies und die ganze biblische Urlandschaft in Norddeutschland gelegen habe. Diese Urkunde selbst wird wohlweislich nicht mitgeteilt; aber die „Bestätigungen“, die der große Mann in Erdkunde, Archäologie und vor allem Sprachgeschichte (wie er dergleichen versteht) usw. gefunden hat, überwuchern das ganze Werk wie tollgewordenes Unkraut. Daß sich auch die griechische Urgeschichte, wie sie aus der Sage zu erschließen sei, in Deutschland abgespielt habe, daß Troja gleich Triebes sei, möge nur nebenbei angemerkt werden. Die Vertreibung nun aus dem Paradies, die dem Auszug der Kinder Israel gleichgesetzt wird, läßt auch Schlesien in den Hegenkreis Wendrinscher Geographie einbezogen werden.

Und also geschieht das: Die Germanen, die einzigen wirklichen Menschen (nein, Götter), seit Urjahrhunderttausenden in Nordeuropa als hochkultiviertes (nein, als das einzige kultivierte) Volk ansässig, hielten sich die aus der Neantertalerrasse entsprossenen Halbtiere als Sklaven. Eine Gruppe dieser Bestien entwickelte sich im fernen Osten irgendwie zu den Ebräern. Diese fielen dereinst, während die germanischen Krieger gerade auf welkenweiten Zügen abwesend waren, in das ungeschützte Paradies- ff. Land ein und riefen auch einen Sklavenaufstand hervor. Die Eindringlinge belagerten Troja-Triebes und trieben auch sonst allerhand Unfug wie Schändung und Tötung der Weiber und Kinder und Leichenfraß; „sie werden geplündert und sich an dem Most göttlich getan haben, daß sie wie Dieb auf der Erde lagen oder umherschwankten“. Gott sei Dank dauerte dieser fürchterliche Zustand nicht lange. Hilfe kam, es kamen vor allem die Cherusker (Cheruben der Bibel), und das gräßliche Volk wurde in den Schlachten bei Paradies und Meseritz gebührend aufs Haupt geschlagen. Ein Teil floh nach Süden, kam an die damals seeartig verbreitete und in Staudämmen gehaltene Uroder. Da wurden die Schleusen bei Leubus (leider etwas zu weit, wodurch die berühmte Sintflut entstand) geöffnet, und ein Großteil der flüchtigen Ebräer mußte elend ertrinken. Wenn in der Bibel erzählt wird, die Verfolger seien ertrunken, so ist das natürlich nichts als eine plumpe Fälschung. Immerhin rettete sich ein Teil der Flüchtigen nach

Schlesien hinein (Sin und Sinear = Silensie = Schlesien!) nahm vorübergehend etwas Vernunft an und ließ sich am Zobten (Sinai = Zobten!) die zehn Gebote von einem — Germanen geben. Dort ist nämlich auch noch die sogenannte Mosesquelle vorhanden, wie das Wort Zobten auch in „Sabbath“ enthalten ist. Leider hielt die Vernunft nicht lange an; die Ebräer wurde wieder unruhig. Ein Dorstoß aus dem Zobtengebiet nach Osten brachte sie mit den Amaler-Goten (= Amalekiten!) in Berührung, wobei sie bei Kades-Barnea (= Katscher-Bauerwitz in Oberschlesien!) geschlagen wurden. So geht es fort.

Ich versage es mir, der blühenden Phantasie (= Ideenflucht!) des Mannes weiter zu folgen, obwohl sich noch eine köstliche Blütenlese ergeben möchte. Einiges aber will ich doch nicht vorenthalten. Auf dem Riesengebirge landete die Arche Noah, denn Riesen umgekehrt ergibt (!) Nisir, in welchem Gebirge Noah bzw. Utnapischtim landete. — „In Annaberg in Oberschlesien wurde aus dem Satonakult (Sadona = Jungfrau Maria!) ein Hl.-Annakult.“ Die Gibborim der Bibel entsprechen irgendwie den Buriern in Oberschlesien, aus denen dann u. a. die Bapern hervorgingen. Die Iernäische Schlange „erinnert“ an Jernau in Oberschlesien, mit Geryon, dem dreileibigen Riesen, den Herakles tötete, ist irgendwie der Stamm der Korkieren (?), wohl Korkontier) im Riesengebirge gemeint, und der gute, alte Rübezahl wird als Rabensil (-inger) gedeutet, worunter man bitte die den aus den Paradieseschlachten bis ins Riesengebirge nachziehenden Messer männer (= Mizraim), Cherusker usw. verstehen wolle.

Möge nun künftig also jeder Schlesier mit geöffneten Augen durch seine Heimat gehen, betrachte er mit Ehrfurcht die Oder, als welche die schlimmen Ebräer ersäuft und die Sintflut gemacht hat, sehe er auf der Schneekoppe im Geiste die Arche Noah landen, kniee er nieder vor dem Zobten, wo der Gott-Germane die heiligen zehn Gebote gegeben hat, und vergesse er vor allen Dingen nie und nirgends, ein dreifach „Gepriesen!“ über den Mann zu rufen, dem all diese Erleuchtung zu verdanken ist, über ihn, der sich so schön Franz von Wendrin nennt und eigentlich Franz Wydrinski heißt.

Ernst Boehlich.

Zu dem Aufsatz „Neue Ausgrabungen in Schlesien“

Der im Augustheft der „Schlesischen Monatshefte“ erschienene Aufsatz bedarf einer Ergänzung. Eine aus redaktionellen Gründen gekürzte und dadurch veränderte Stelle könnte zu Mißverständnissen Anlaß geben.

Es lag nicht in der Absicht des Verfassers, der gesamten polnischen Vorgeschichtsforschung eine unwissenschaftliche und schädliche nationalistische Stellung-

nahme vorzuwerfen. Seine Ausführungen richteten sich nur gegen den Posener Archäologen Kostrzewski und dessen Schule.

Die Grundlage für die Behauptung Kostrzewskis, daß Schlesien zur Urheimat der Polen gehöre, bildet seine Ansicht über die völkische Zugehörigkeit der sogenannten Urnenfelderkultur vom lausitzischen Stil. Die Träger dieser Kultur waren zweifellos keine Slawen, sondern wahrscheinlich den Illyriern verwandte Stämme. Sie siedelten als Nachkommen der bodenständigen Steinzeitbevölkerung von der mittleren Bronze- bis zur frühen Eisenzeit (etwa 1400—500 v. Chr.) in fast ganz Ostdeutschland, Böhmen, Niederösterreich, Mähren und Westpolen. Später nahmen allmählich die von Norden vordringenden Germanen von diesen Landen Besitz. Die alte Bevölkerung wurde nach Südosten abgedrängt. Zum Teil ging sie auch in der neuen auf.

Kostrzewski vertritt dagegen die Ansicht, das Volk der Urnenfelder der lausitzischen Kultur sei slawisch. Die germanischen Funde der letzten Jahrhunderte vor und ersten nach Christus in dem fraglichen Gebiet sollen nur das Eindringen einer germanischen Herrschaft beweisen, obwohl doch hier ungermanische Funde aus diesen Zeiten vollkommen fehlen. Unter dieser Herrschaft seien die Nachkommen der alten Urnenfelderleute im Lande verblieben und hätten trotz der jahrhundertelangen germanischen Herrschaft ihr Volkstum bewahrt. Nach dem Abzug der Germanen in der Völkerwanderungszeit seien sie wieder frei geworden und hätten dann allmählich die frühgeschichtliche slawische Kultur entwickelt.

Bei vorurteilsloser Prüfung erweist sich diese Theorie als wissenschaftlich völlig unhaltbar. Vor dem sechsten Jahrhundert nach Christus haben in unseren Gegenden Slawen erweislich nie gelebt; erst nach erfolgtem Abzuge der Hauptmasse der Germanen im fünften Jahrhundert drangen slawische Stämme von

Osten her ein. Dieser unerschütterlichen Tatsache zum Trotz wird die oben gekennzeichnete, schon seit langem in der polnischen und tschechischen Literatur auftauchende falsche Behauptung von Kostrzewski und seinen Anhängern immer wieder vertreten und zwar unter erstmaliger Beibringung einer ausführlichen, scheinbar rein wissenschaftlichen Begründung, die ernsthafter Kritik freilich nicht besser als die Behauptung selbst standzuhalten vermag. Kürzlich aber schrieb Kowalenko, ein Schüler Kostrzewskis, in der Warschauer Zeitschrift „Wiadomości Archeologiczne“, daß nur die Tendenz der deutschen Wissenschaft einer allgemeinen Anerkennung der Ansichten Kostrzewskis entgegenstünde! Es läuft schließlich darauf hinaus zu betonen, daß alle Gebiete, die Kostrzewski als das alte historische Polen bezeichnet, eigentlich polnische Lande seien, und zwar außer Kongreßpolen und Polen auch ganz Schlesien, Westpreußen und die Neumark! In seinem Werke über die Vorgeschichte Großpolens bezeichnet Kostrzewski Schlesien als polnisches Land. Dem entspricht, daß er in einem neuen Aufsatz in der Posener Zeitschrift „Przegląd Archeologiczny“ vorgeschichtliche Töpfe aus Schlesien und Polen, darunter einen Topf, und zwar aus Pansdorf, Kreis Liegnitz, von einer bisher nur in Niederschlesien bekannten Form, mit der gemeinsamen Unterschrift abbildet „Typische Gefäße aus Westpolen“. Für alle Ortsnamen aus dem „historischen Polen“ also auch der rein deutschen Gebieten Schlesiens sucht Kostrzewski in der polnischen Literatur polnische Namen einzuführen (Siembice für Münsterberg, Zdzesice für Sechswitz, Kr. Breslau, Brzeg für Dönhofsburg, Kr. Wohlau usw.) Diese Art nationalistisch tendenziöser Wissenschaft richtet sich selbst. Jedoch darf ihre Gefahr nicht unterschätzt werden, wenn die Propaganda zielbewußt und erfolgreich mit staatlicher Unterstützung betrieben wird, wie von Kostrzewski in Polen. B. Frhr. v. Rieht h o f e n.

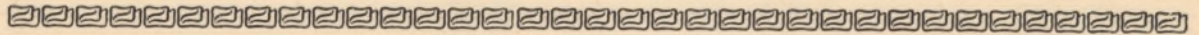
Kunst

Kunstmesse

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, dann ist die 3. Kunstmesse im Museum der Bildenden Künste bereits vorüber. Und doch soll sie nicht mit Stillschweigen übergegangen werden, denn diese Messen haben sich seit der kurzen Zeit ihres Bestehens im Kunstleben unserer Stadt Heimatrecht erworben. Das danken sie ihrem künstlerischen Leiter, dem jungen Dr. Schellenberg, der sich seiner schweren Aufgabe mit ebensoviel Tatkraft wie künstlerischem Feingefühl entledigt. Ältere Kunstausstellungen in Verbindung mit der Messe litten ja gewöhnlich daran, daß die Absicht zu verkaufen die allein maßgebende war und darüber die Qualitätsfrage

allzu sorglos behandelt wurde. Ich will nun nicht behaupten, daß jedes Kunstwerk in dieser Ausstellung vortrefflich sei und hätte vor allem dem Eingangsräum eine bessere Durchsiebung des Bildmaterials gewünscht. Aber im großen Ganzen ist doch ein recht ansehnliches Niveau gehalten worden, und vor allem die Fülle an guten älteren Gemälden ist erstaunlich.

Das heimatische Element ist, wie recht und billig, nicht vergessen: ein ganzer Raum ist mit alten Ansichten schlesischer Städte und Landschaften gefüllt. Und ebenso kommt das schlesische Kunstgewerbe reichlich zu Worte. Aber darüber hinaus ist, gleichviel welchen Ursprungs, alles herangezogen, was künstlerische Be-



deutung hat, alte und neue, westliche und östliche, freie und angewandte Kunst, und auch das schöne Buch findet hier seine Stätte. So wandert man denn mit Genuß durch diese mannigfaltige Schau, die in geschickter, alle Überfüllung meidender Aufstellung hier vereinigt ist und wünscht nur, daß die Mühe, die von den Ausstellern und ihrem Leiter aufgeboden wurde, nicht vergeblich gewesen sein möge.

Franz Landsberger.

Kunstaustellungen in Breslau

Bei Trewendt und Granier ist eine Reihe der letzten Arbeiten des Breslauer Heinrich Tischler zu sehen. Eine Anzahl Gebirgslandschaften in Tempera-Technik stellen den ernsthaften Versuch dieses „Expressionisten“ dar, wieder einmal in ganz innigen Anschluß an die Natur zu kommen, ein Verlangen, das ja heute öfters bei unseren Schaffenden zu bemerken ist. Doch sind nun einmal Landschaften nicht seine Stärke, und so fallen auch diese Stücke — mit Ausnahme der kraftvollen

Tuschzeichnung eines Waldbinneren — ein wenig uninteressant aus. Dieser Künstler beginnt mich erst zu fesseln, wenn er lebendige Gestalt — Mensch oder Tier — erfaßt. Wie reizvoll ist da gleich, ebenfalls in Tempera, das halbenkleidete Mädchen, dessen Körper noch einmal, nur blasser, im Spiegel erscheint.

Den größten Reiz werden immer seine Radierungen ausüben. Die hier ausgestellten zeigen eine zunehmende Vertiefung in die Geheimnisse graphischer Technik. Nur mit der kalten Nadel gearbeitet, also ohne die Hilfe der ätzenden Säure, erreichen sie doch eine erstaunliche Weichheit des Strichs, eine reiche Mannigfaltigkeit der Tonskala. Auch hier ist ein sich spiegelndes Mädchen als ein Meisterwerk graphischer Delikatesse besonders hervorzuheben. Andere Blätter zeigen den Hang des Künstlers zu phantastisch-grausigen Gebilden (von Entsetzen gepackte Menschen fliehen in wallenden Mänteln), aber auch zu grotesk-humoristischer Übertreibung, die es wünschen ließe, dem Künstler auch einmal auf dem Felde der Karikatur zu begegnen.

Franz Landsberger.

Bühne

Schauspiel in Breslau

Das Lobetheater blieb in seiner Vorsaison dem Lustspiel und zunächst auch England treu. Die Aufführung von Shaws Pygmalion dürfte wie die des vorhergehenden Stückes als ein Erfolg und dabei als eine bessere Leistung gebucht werden. Dem lebenswürdigen Humor, den der Engländer in der bekannten Komödie entwickelt, wurde die Aufführung gerecht, nicht immer dem englischen Milieu, gegen das die Regie im Aufbau des Bühnenbildes, ein Teil der Darsteller in der Prägung der Typen gelegentlich verstieß. Immerhin waren die Verfehlungen nicht der Art, daß die Darstellung im Ganzen, daß die Dichtung darunter gelitten hätte. Sie beruht nicht in dem Maße auf typisch englischen Voraussetzungen, daß ihr rein menschlicher Gehalt dadurch beeinträchtigt würde. Gewiß hat Professor Higgins, der eigentliche Held des Stückes, der Professor der Phonetik, der es unternimmt, aus einem unverfälschten Gassenmädchen auf dem Wege rein sprachlicher Erziehung eine „Dame“ zu machen, einen echt englischen Spleen, aber dieser Sparren könnte auch auf anderm Boden wachsen, und eine gewisse Beimischung von naiver Einfalt und sachlicher Hingegenheit läßt einen fast unenglischen Eindruck entstehen, wie er bei Shaw ja überhaupt gelegentlich auftaucht. Verkörpert wurde dieser köstliche Typus gut und entsprechend durch Hans Peppier, der sich bei dieser Gelegenheit als neues Mitglied der Bühne vorteilhaft vorstellte. Eliza, das verwandelte Gassenmädchen, fand eine Darstellung, die, wenn sie auch nicht auf gleicher Höhe stand, doch, abgesehen von einem

gelegentlichen Nachlassen im dritten und leichter Entgleisung im letzten Akte, entsprechend, glaubwürdig und amüsant genug war, um der Aufführung trotz mancher Schwäche der Nebenrollen zu einem verdienten Siege zu verhelfen.

Der günstige Eindruck, den man durch diese Aufführung von der Leistungsfähigkeit des Lobetheaters bekam, wurde durch die folgende Neuheit nicht abgeschwächt. Ingeborg, eine Komödie in 3 Akten von Kurt Goeß, gehört jener Sorte von Lustspielen an, die sich mit mehr oder weniger Grazie über dem Thema des nach französischem Vorbilde als ein — beileibe nicht allzu erst zu nehmendes — Gesellschaftsspiel aufgefachten Ehebruchs aufbauen. Die kleine Frau Ingeborg langweilt sich an der Seite ihres vornehmlich wissenschaftlich interessierten Mannes; ein junger Windhund von Dichter, empfohlen durch entsprechende Jugenderinnerungen, steht für den Bedarf zur Verfügung. Das Stück ist mit dem Bemühen der jungen Frau und ihres Liebhabers ausgefüllt, sich aus allerhand Bedenken auf den Standpunkt einer gewissen moralischen Berechtigung zum Betrage an dem Gatten zu retten; dieser Standpunkt wird freilich nicht erreicht, was nicht hindert, daß Ingeborg schließlich doch aus heitrem Himmel ihrer Lust und Laune den letzten Schritt zum entscheidenden Schritt tut. Aber, wie gesagt, das Ganze ist ein Lustspiel, in dem es programm entsprechend lustig zugehen muß. Es kann nicht geleugnet werden, daß es mit allerhand Witz und komischem Beiwerk umkleidet ist und vergnügliche Typen hinstellt. Sie fanden ihre

gute und entsprechende Verkörperung. Carolina Neher, die neue Salonschlange, gab in Erscheinung und Spiel eine vorzügliche Ingeborg ab, es besetzte Hans Peppler als Gatte den Eindruck eines klugen und tüchtigen Schauspielers, nur daß er für diese Rolle ein wenig zu überlegen spielte. Die übrigen Personen ließen nichts zu wünschen übrig.

Die eigentliche Spielzeit wurde mit der für den Bühnenvolksbund angeordneten Hermannsschlacht Kleists eröffnet. Sie erschien in einer Bearbeitung Direktor Barnays, über die denn zunächst einiges zu sagen wäre.

Es ist bekannt, wie Kleists Drama, unter dem stärksten politischen Antriebe entstanden, ganz und gar mit zeitlichen Anspielungen durchtränkt, halb aus dem Leide um Preußens jammervolles Schicksal, halb aus der Zuversicht auf die Entwicklung der Dinge in Österreich und Spanien geboren, wie eine gewaltige Mahnung aus dem Herzen des Dichters hervorging. Nicht aus rückschauender Geschichtsbegeisterung, nicht aus poetischer Versenkung in ein mächtiges Schicksal empfangen, sondern gewollt, für seine Gegenwart gedacht, Poesie nach Adam Müllers Wort als eine kriegsführende Macht auf das Kampffeld der Geister führend sprang es heiß und leidenschaftsvoll hervor, alle andern — poetischen — Zwecke, Ziele und Erwägungen dem einen glühenden Wunsche unterordnend, ein zerrissenes, noch nicht erwachtes Volk aufzurütteln, zu peitschen, zu geißeln, des leuchtenden Erfolges zu vertrösten, der aus bewußter, geforderter Tat aufkeimen müsse. Heißes Leben, loberndes Leben hat Kleist so gebannt, Menschen zugleich geschaffen, die voll der süßen, schlichten, natürlichen und doch großen Menschlichkeit sind, wie nur eben er sie zu gestalten wußte; aber die Geschlossenheit dramatischen Aufbaus ist nicht erreicht, kaum erstrebt. Episch ist die Handlung, episch die Anlage der Charaktere, vor allen Hermanns; bei aller dramatischen Spannkraft, die sich in einzelnen Szenen zeigt, ein wenig nebeneinander, ausufernd strömen die Massen dahin, aus denen sich — obwohl dem patriotischen Befreiungsthema untergeordnet — die Thesuseldahandlung doch als besonders selbstgiltig heraushebt. Hinsichtlich der Wirkung des Stückes bedeutet das, daß diese, abgesehen von den erwähnten einzelnen Stellen, nicht so sehr aus dem Boden des eigentlich Dramatischen, sondern vielmehr aus der Gefühls- und Ideenfüllung des Stoffes, der Tendenz entspringt. So haben sich denn die mächtigsten Erfolge der Hermannsschlacht stets dann eingestellt, wenn ihrem gewaltigen Rufe irgendwie verwandte Stimmung des Publikums entsprach. Diese Bedingung ist in der Gegenwart reichlich erfüllt.

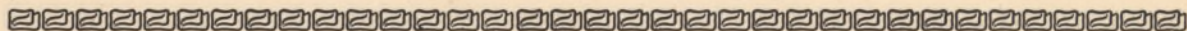
Jede Bearbeitung, und als notwendig für die Bühne ist eine solche von jeher empfunden, vielfältig versucht und auch durchgeführt worden, hat also darauf zu sehen, daß Kleists Hauptziel scharf herausgearbeitet wird, im übrigen aber das Allzuviel (des letzten Aktes insbesondere) zusammenschumpft. Barnay hat, was dieses

anlangt, nach gutem Vorbilde den Ansprüchen der Bühne und zugleich dem guten Geschmack gebient, er ist nur in seinen Streichungen gelegentlich ein wenig zu weit gegangen; er hat dadurch, was zu vermeiden gewesen wäre, die Thesuseldahandlung ungebührlich hervortreten lassen und hat die Haupthandlung um diese und jene bedeutsame Stelle verkürzt. Im großen und ganzen aber kann man die Leistung gut anerkennen und muß der Inszenierung, die alle wesentlichen Wirkungen eindrucksvoll herauskommen ließ, volles Lob spenden. Die Besetzung der Rollen tat im allgemeinen berechtigten Ansprüchen Genüge. Thesuselda freilich wußte den rechten Ton nicht zu treffen. Kleist hat sich unter seiner Thesuserkürstin — obwohl Hermann sie gewaltig überragt — wahrlich kein kokettes Weibchen gedacht. Die germanische Seherin — Kleist nennt sie Alfraune — die Varus ihre dunklen Sprüche sagt, hätte nicht wie eine Fledermaus zu piepsen brauchen. Auch sonst hätte man Einzelnes gern anders gesehen; aber alle Schönheitsfehler wurden reichlich durch die hervorragende Leistung aufgewogen, die Hans Peppler als Hermann gab, der lebendig, natürlich, überzeugend dastand. Neben ihm war — für die Wirkung des Stückes von größter Wichtigkeit — der Varus Julius Arnfelds ausgezeichnet hingestellt. Der große Erfolg des Abends war wohl verdient; wie denn diese gute Erstlingsleistung überhaupt die beste Aussicht auf die kommende Spielzeit eröffnet.

Ernst Boehlich.

Oper

Das Stadttheater begann die Saison mit „Maurer und Schlosser“, d. h. nicht mit der bekannten Oper von Auber, sondern mit umfassenden Umbauten — (NB. Das Scherzwort stammt nicht von mir, ich kolportiere es nur.). Der Orchesterraum ist durch Beseitigung des der Bühne vorgelagerten, geschweiften Vorbau vergrößert und mit einer neuen Beleuchtungsanlage versehen worden; die Bühne hat einen doppelten Rundhorizont erhalten, eine Errungenschaft, die erst nach der mühevollen Wegweisung eines ungeahnt hartnäckigen Pfeilers möglich wurde; zugleich ist dadurch eine außerordentliche Raumvertiefung gewonnen worden — auf dem neuen Bühnenboden können nunmehr an die 400 Personen Platz finden; ein neu angelegter, mechanisch verschiebbarer Bühnenrahmen gibt dem Szenischen Vorgang eine bildmäßige Fassung und eine exakt gliedernde Umrandung; die wertvollste Bereicherung aber stellt die Umgestaltung des Beleuchtungswesens dar; in der neuen Beleuchtungsbrücke, der Rundbogenbeleuchtungsanlage und dem Wolkenapparat verfügt das Breslauer Stadttheater über eine einzig dastehende technische Einrichtung. Mikrophone sind bereits im Zuschauerraum und auf der Bühne in größerer Zahl eingebaut; sie dienen der „Zukunftsmusik“, dem Anschluß der Oper an den schlesischen Rundfunkbetrieb. Schließlich haben auch die Büro-



räume eine zweckdienliche Umgestaltung erfahren. Nur ein frommer Wunsch mußte noch unerfüllt bleiben: die Anlage einer versenkbaren Bühne, die darum ganz besonders notwendig wäre, weil die Raumverhältnisse des Stadttheaters eine Ausdehnung nach der Seite unmöglich machen, so daß nur eine Entwicklung in die Tiefe angängig ist. Der Umbau würde aber allein drei Monate beanspruchen. Wie soll nun eine Großstadt, die Anspruch auf eine Oper erhebt, über diese Karenz hinwegkommen?

Mit den baulichen Veränderungen auf der Bühne und um die Bühne herum ging ein Um- und Aufbau des Spielplans Hand in Hand. Die erste Septemberhälfte sah nicht weniger als vier Neueinstudierungen und eine vollständige Neuinszenierung. Diese betraf die „Aida“. Sie war der eigentliche, festlich aufrauschende Einleitungsakkord der neuen Spielzeit. Intendant Tietjen hat keine Mühe gescheut, um ihr ein Prunkgewand zu beschaffen, das einen ungewöhnlichen Anreiz bietet. Durch Heranziehung eines Extrachors, durch phantasiereich entworfene und stilvoll ausgeführte Dekorationen, durch gewissenhafte Proben mit Orchester, Chor und Solisten ist der außerordentlich starke Erfolg dieser Neuinszenierung fundamentiert worden. Der Segen eines gründlichen Studiums wurde auch „Fidelio“, der „Abreise“, „Mignon“ und „Elektra“ zuteil. Namentlich die überwältigende Aufführung der „Elektra“ war ein Zeichen für die stolze Höhe der Leistungsfähigkeit der Breslauer Oper. Die aus dem vorjährigen Spielplan herübergenommenen Opern

„Gianni Schicchi“, „Salome“, „Lohengrin“, „Hoffmanns Erzählungen“ und „Carmen“ vervollständigten das bisherige Repertoire.

Im Solopersonal haben sich gleichfalls wichtige Veränderungen zugetragen. Bewährte Kräfte sind von dannen gegangen, hoffnungsvolle neue sind in die Bresche getreten und erhalten das zum Theater wesentlich gehörende fluktuierende Bild aufrecht. Die neue Hochdramatische, Maria Sazinger, gab in Fidelio und als Ortrud vollgültige Proben ihres gewaltigen Stimmkapitals; Berta Ebner-Oswald überzeugte als Salome und Elektra von ihrem überlegenen darstellerischen Können. Mit edlem Eigenklang und sorgfältiger Gesangskultur wartete Marta Seile als Aida und Elsa auf. Erika Stoß bringt eine blühblanke Keüsfertigkeit und entzückende Spiellaune mit. Dieversprechend führte sich Berta Hueber als Chrysothemis ein. Der Tenor Anton Simek erwies sich bislang nicht als wertvolle Bereicherung, eher als eine Enttäuschung. Sympathisch war dagegen die Bekannthschaft mit dem neuen Bariton Alexander Rephan und dem Baß Gerd Herm Andra. Lassen wir in Gedanken die Namen unserer vom Vorjahr her vertrauten Stützen und Träger unserer Oper vorüberziehen, so dürfen wir die begründete Zuversicht haben, daß das uns verheißene Programm — wie es von der Gewissenhaftigkeit Tietjens nicht anders zu erwarten ist — mit den Neuaufführungen von Braunsfels, Sekles, Händel, Richard Strauß, Musorgsky, Smetana und Hans Gal innegehalten werden wird.

Georg Tietjen.

Bücher

Neudrucke und -ausgaben von Werken schlesischer Literatur liegen reichlich vor. Aus den Fahrten und Taten des Junkers Hans von Schweinichen hat Wilhelm Schremmer auszugswelse ein dünnes Bändchen zusammengestellt, das in der Heimatbücherei von Priebatsch's Verlag, Breslau und Oppeln erschienen ist (Preis 0,90 Mk.). Ohne Frage verdienen die kulturhistorisch ungemein wichtigen Aufzeichnungen des schlesischen Ritters, die auch Goethe mit Teilnahme gelesen und gewürdigt hat, gerade bei uns bekannter zu werden, als sie es sind; sie bedürften in-deß, um wirklich fruchtbar zu werden, einer eingehenderen Bearbeitung, als ihnen in dem engen Rahmen des vorliegenden Heftes zuteil geworden ist.

In Reklams Universalbibliothek ist als Nr. 6486 die geliebte Dornrose von Andreas Gryphius in zuverlässigem Abdruck mit einer kurzgehaltenen Einleitung des Herausgebers Dr. R. Stübe und ausreichenden Erläuterungen erschienen. Es darf als ein verdienstvolles Unternehmen bezeichnet werden, daß dieses schlesische Dialektstück, das Gustav Freytag mit

Recht als das beste deutsche Lustspiel vor Lessing bezeichnen konnte, nunmehr in einer billigen und guten Ausgabe der Allgemeinheit zugänglich gemacht ist.

Eine größere Anzahl von Neuauflagen liegt von Werken Eichendorffs vor. Bei Quelle & Meyer in Leipzig ist in der geschmackvollen Ausstattung der Novellenbücherei fürs deutsche Haus (Preis 2 Mk.) das unvergängliche Kabinettsstück „Aus dem Leben eines Taugenichts“ erschienen, in der Reihe der Zweifäusterdrucke (Erich Matthes Verlag, Leipzig und Hartenstein; Preis je 1,20 Mk. geb.). „Die Einführung“. Abgesehen davon, daß man die — übrigens ein wenig wirre, nicht zu den besten Leistungen des Dichters zählende — Novelle in den gangbaren Ausgaben der gesammelten Werke gemeinhin vermisst, freut man sich über die zierliche und feine Ausstattung, in der sie hier erscheint; die zahlreichen hübschen Federzeichnungen stammen von Ludwig Schwerin. Einen ebenso ansprechenden Eindruck macht der unter dem Titel „O Leben wie bist du schön!“ in derselben Sammlung stehende, geschickt in

fast einheitlicher Stimmung gehaltene Band von Gedichten Eichendorffs. Dem Buchschmucke dienen reizende Scherenschnitte von Annemarie Naegelsbach. Eine weitere Auswahl von Gedichten legt der Verlag von Georg Westermann in Braunschweig in der von Werner Jansen herausgegebenen Reihe „Die frischen Kränze“ vor (in Leinwand geb. 5 Mk.). Unter anderem Gesichtspunkte vielseitiger zusammengestellt, gehört sie in ihrer vornehmlichsten Ausstattung zu dem Geschmackvollsten, was moderne Buchtechnik geliefert hat. Die Gedichte sind in klaren, ungemein anmutigen Zügen von Herta Podlich geschrieben. Endlich ist im Goldendall'schen Verlage in Berlin „Eichendorff, das Flügelfroß, Gedichte“ erschienen. Die Sammlung ist bei schöner und schlichter Ausstattung insofern besonders geschickt zusammengestellt, als sie fast durchgehend auf die romantische Wanderstimmung eingestellt ist, aus der heraus der Dichter eine Reihe seiner schönsten, unvergesslichen Lieder gesungen hat. — Auf die im Verlage von Hübner erschienene Ausgabe der Werke Eichendorffs in vier Bänden wird demnächst näher eingegangen werden.

Im Vera-Verlage gibt Robert Walter „Karl von Holtei, Goethe und sein Sohn“ (in Halbleinen geb. 3 Mk.) heraus. Es handelt sich um einen die Erlebnisse des schlesischen Dichters in Weimar umfassenden Auszug aus den „Dierzig Jahren“. Der Herausgeber rechtfertigt sein Unternehmen mit dem Hinweis auf die leider unbestreitbare Tatsache, daß sich heutzutage kaum noch jemand durch die dickleibige Autobiographie hindurchlese. Im übrigen sei ihre Anziehungskraft verblaßt. „Nur da und dort, wo der Unermüdliche andern die Kränze windet, den Faltenwurf oder die gesegnete Alltätigkeit eines großen Mannes gottlob ungeschminkt beschreibt, ist er lebendig und allgemein lesenswert geblieben“. Man wird dem Urteil im allgemeinen zustimmen und insbesondere anerkennen dürfen, daß das vorliegende Bändchen sowohl für den Goetheverehrer wie für den Holteifreund eine willkommene Gabe darstellt.

Im Verlage von Rothgiefel & Possel, Berlin, ist in der Bucherei Volksgunst eine Ausgabe von Willibald Alexis, Die Hosen des Herrn von Bredow erschienen, auf die ihrer großen Billigkeit wegen (geb. etwa 1,85 Mk.) hingewiesen werden möge.

Daß Fedor Sommers Hussitenjahre im Verlage von Priebatsch, Breslau, neu erschienen sind, ist in dem Aufsatz von Max Koch am Anfange dieses Heftes bereits gesagt. Ebenso liegt die dort erwähnte Erzählung „Ein wunderliches Eiland“ nunmehr in zweiter Auflage vor, auf deren schön gebundene Ausgabe hier besonders empfehlend hingewiesen sei.

* * *

Unser Schlesien, eine Heimatkunde von Konrad Olbricht (Breslau, Priebatsch's Verlagsbuchhandlung, Preis 0,55 Mk.) darf als ein kleines Meister-

werk bezeichnet werden. In knapper und übersichtlicher Form wird dargestellt, wie sich auf dem schlesischen Boden, dessen geologische Entwicklung der erste Abschnitt behandelt, von ihm bedingt die Kultur des Landes entfaltet. Das Klima und sein Einfluß auf Pflanzen- und Tierwelt, der Verlauf der Besiedlung, die Entwicklung der Städte und des Wirtschaftslebens werden nach einander in anregendem Vortrage dargestellt; es wird anschließend die landschaftliche und politische Gliederung behandelt und in einem Anhange Anweisung zur praktischen Anwendung des gebotenen Stoffes gegeben.

Im gleichen Verlage ist Richard Müller, Von Schlesiens Werden (Preis 0,60 Mk.) erschienen, das einen kurzen Überblick über die Geschichte der Heimatprovinz bietet.

Hingewiesen sei auch auf das ebenda herausgekommene Büchlein von Prof. Dr. Karl Olbricht, Allerlei Geschichten von merkwürdigen Schlesiern und ihren seltsamen Erlebnissen, das eine Reihe fleißig und geschickt zusammengetragener Begebenheiten ansprechend erzählt, die nicht nur für die Jugend vergnüglich und belehrend zu lesen sind.

Das Guhrauer Land in vorgeschichtlicher Zeit und die geschichtliche Periode bis zur Gründung der Stadt wird von Dipl.-Ing. U. Warlich in einem Vortrage behandelt, der bei ausreichender Zuverlässigkeit des Gebotenen in knapper Form dem Nachweise der Berechtigung deutschen Anspruchs aus das vor kurzem noch umstrittene Gebiet dient. Der Vortrag ist in Guhrau in Druck und Verlag von A. Ziehke erschienen.

Von bedeutender Wichtigkeit für die Kenntnis nicht nur geschichtlichen Verlaufs sondern für die Kräftigung des deutschen Bewußtseins hinsichtlich unverjährbar erworbener Rechte auf jetzt entrisenes Ostland (einschließlich Oberschlesiens) ist eine von Professor Manfred Laubert vorgelegte Arbeit: Das Heimatrecht der Deutschen in Westpolen. Die Entwicklung des deutschen Anteils an der Bevölkerung und dem Grundbesitz in den an Polen abgetretenen Gebieten. Entgegen der von Polen als fadenscheinige Begründung rechtswidriger Gewaltpolitik aufgestellten Behauptung, das Deutschtum in den jetzt gestohlenen Gebieten sei erst während der anderthalb Jahrhunderte preußischer Herrschaft künstlich und gewaltsam ins Land gebracht worden, wird an der Hand reichen Materials, in dessen Kenntnis und Verarbeitung der Verfasser heute an erster Stelle steht, das Gegenteil erwiesen, die Tatsache unbestreitbar festgestellt, daß das deutsche Element schon lange vor der ersten Teilung Polens Heimatsrecht in dem umstrittenen Boden gewonnen hatte.

Das Thema deutschen Rechtes auf umstrittenes Land klingt auch mit in dem Werke Bernhards von

Hülßen, Der Kampf um Oberschlesien, Oberschlesien und sein Selbstschuß (Bergers Literarisches Büro und Verlagsanstalt, Stuttgart, 2,40 Mk., Geschenkb. 4,15 Mk.), das soeben in neuer Auflage herauskommt. Die Arbeit des bekannten Führers der Gruppe Süd des deutschen Selbstschusses während des Polenaufstandes 1921 enthält mehr als eine — zuverlässig und klar geschriebene — Darstellung der militärischen Ereignisse. Mit seinen zahlreichen Beigaben diplomatischer Schriftstücke und amtlicher Aufnahmen der polnischen Zerstörungen stellt es ein in seiner Art umfassendes Dokument dar, das man in um so mehr Händen sehen möchte, als weite Kreise nur zu leicht vergessen, was nie vergessen werden darf.

Einen nicht nur für die schlesische, sondern in gewissem Umfange für die ganze deutsche — kirchliche und weltliche — Geschichte um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts wichtigen Ausschnitt behandelt die Arbeit von Dr. phil. Hanns J. Christiani: Johannes Ronges Werdegang bis zu seiner Exkommunikation. (Ein Beitrag zur Geschichte des Deutschkatholizismus. Arthur Collignon Verlag, Berlin.) Ronges, eines gebürtigen Schlesiens, früheste Schicksale haben sich bekanntlich im Rahmen der damaligen schlesischen Diözesalgeschichte abgespielt; sie werden übersichtlich und unter gewissenhafter Verarbeitung des Quellenmaterials dargestellt. Irgend eines Werturteils über Werk und Wesen des Mannes, der einst im Mittelpunkt leidenschaftlicher Kämpfe gestanden, gegen dessen Überhöhung indessen im allgemeinen sehr bald, wie es z. B. aus Treitschkes leidenschaftlich abschätzigen Urteile zu ersehen ist, von Seiten der Wissenschaft Front gemacht wurde, enthält sich der Verfasser ganz.

* * *

Bereits in zweiter Auflage liegt in der im Darlenderlage Berlin-Halensee erscheinenden Reihe *Deutschlands Städtebau vor: Breslau*, herausgegeben vom Verkehrsamt der Stadt Breslau, bearbeitet von seinem Direktor Georg Hallama. Der stattliche Band enthält aus der Feder berufener Autoren eine große Anzahl von Aufsätzen über alle wichtigen Gebiete kulturellen Lebens, die zusammen mit den zahlreichen vorzüglichen Illustrationen ein gelungenes und eindringliches Bild der Bedeutung unserer Stadt geben, dem durch den außerordentlich geschickt und künstlerisch gehaltenen, alle wichtigen Industriezweige umspannenden Reklameteil noch eine besondere Note verliehen wird. — Das Werk darf auf allgemeines Interesse Anspruch machen und kann bei seiner Billigkeit (Preis 3 Mk.) auf weite Verbreitung rechnen.

Die Kirche Wang im Riesengebirge darf in diesen Tagen auf eine achtzigjährige Geschichte seit ihrem Aufbau in Brückenberg zurückblicken. Da sei das soeben in sechster Auflage erscheinende gleichnamige Werk von Erich Gebhardt (Verlag der Agentur des Rauben Hauses in Hamburg; 60 S., 70 Ill., Preis 1 Mk.)

bestens empfohlen, das eine ausführliche Geschichte und eingehende künstlerische Würdigung enthält.

Wilhelm Goldmann Verlag, Leipzig, bringt *Deutsche Ruinen*, 55 ganzseitige Abbildungen mit einem Vorwort von Kurt Krause (Preis kart. 2,50 Mk., Hlwd. 4 Mk.). Schlesien ist in der an sich hübschen Sammlung leider nur mit einem Stück vertreten, dem *Piaßenschloß in Brieg*. Der Verlag plant indessen die Herausgabe eines großen, erschöpfenden Werkes, in dem alles Fehlende seinen Platz finden soll. Hierauf sei hingewiesen und die Bitte des Verlages um Zusendung geeigneter Photographien ausdrücklich bekannt gemacht.

Ernst Boehlich.

Wanderungen in Schlesien. Eine Sammlung von Führern für Freunde an Land und Volk, herausgegeben von der Ortsgruppe Breslau des Bundes deutscher Schulgeographen. Verlag Priebatsch.

Gerade von Freunden der Natur und der Kulturgeschichte der Heimat ist mehrfach geklagt worden, daß die vorhandenen Reiseführer oder Wanderbücher zu sehr rein topographisch und touristisch eingestellt sind und nur vereinzelt — gewissermaßen als Rosinen im Kuchen — auch einige Angaben über das bringen, was uns aus dem Werdegange der Landschaft und ihrer Geschichte interessiert. Umgekehrt lag aber auch bei liebevoller Vertiefung in die Einzelheiten der Landschaft die Gefahr vor, daß ein solches Wanderbuch zu teuer und zu unhandlich würde.

Es ist daher sehr zu begrüßen, daß der Gedanke eines großen auch kaum von einem Einzelnen durchführbaren Wanderbuches fallen gelassen wurde und dafür in zwangloser Weise in Hestform *Wanderungen durch interessante landschaftlich abgeschlossene Teile der Heimat* erscheinen.

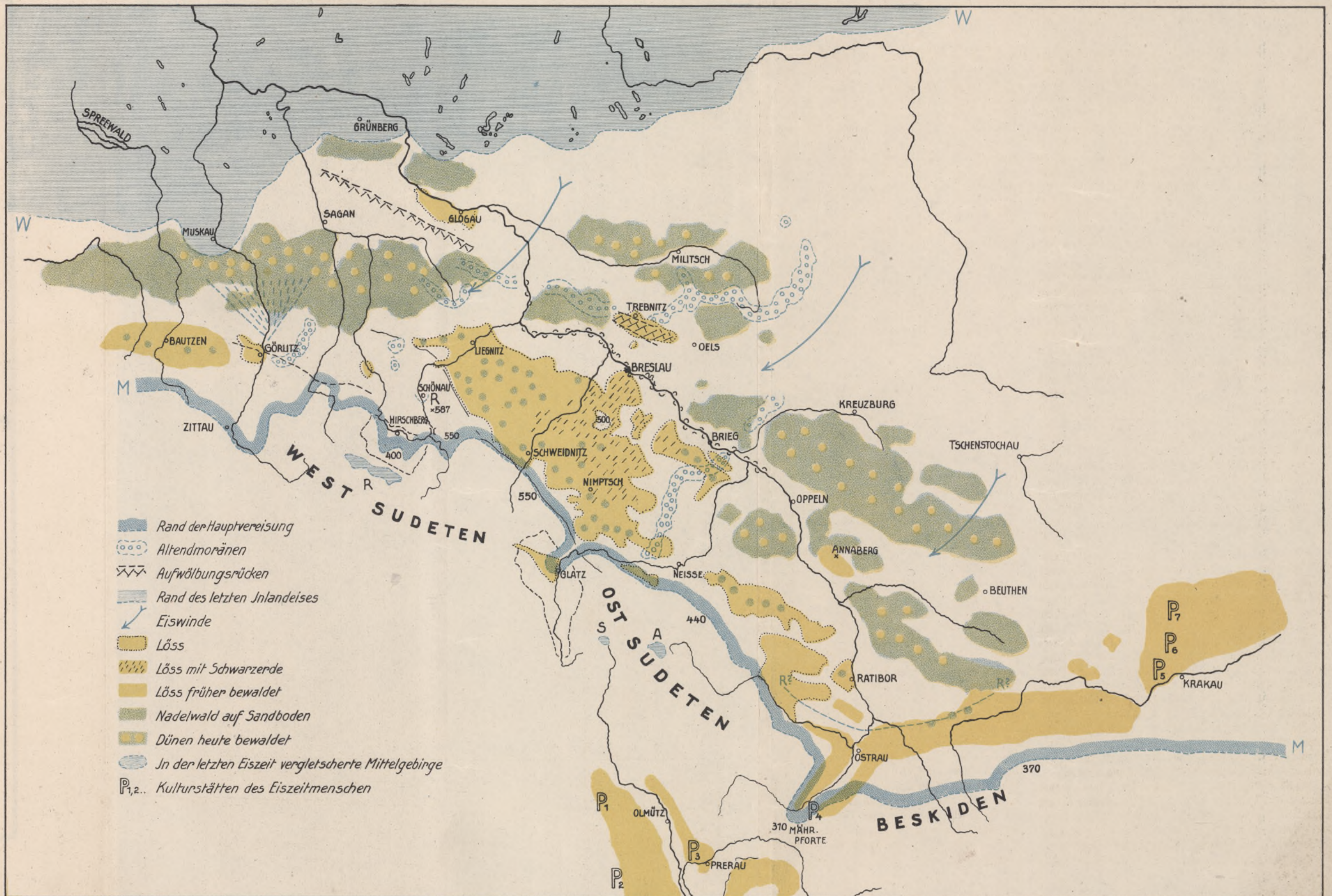
In Hest 1 behandelt Fritz Enderwih die *Münsterberg—Strehlener Berge*. Geologie, Pflanzenlehre und Siedlungswesen werden besprochen. Eine Erklärung zahlreicher Ortsnamen bietet auch dem Sprachfreund Interessantes.

In Hest 2 schildert Friedrich Sturm eine geologische Wanderung durch die Grafschaft *Glag von Wölfsgrund bis Rengersdorf*, während in Hest 3 *Fedor Sommer geologische Wanderungen durch den Kreis Bolkenhain* bietet.

Nicht nur für Lehrer, welche mit reiferen Schülern die „Wandertage“ richtig ausnützen wollen, sondern auch für jeden Naturfreund, der wie Altmeister Goethe offenen Auges die Landschaft durchwandern will, bieten die Heste eine reiche Fülle von Anregungen.

Da der rührige Heimatverlag von Priebatsch den Preis sehr mäßig bemessen hat (25, 15 bzw. 30 S.) so sei den Hesten als Pfadfindern einer neuen Richtung der Heimatkunde weiteste Verbreitung gewünscht.

Konrad Oibricht.



Die
SCHLESISCHE TAGESPOST

ist eine entschiedene Vorkämpferin für den nationalen
Gedanken und die Erneuerung Deutschlands

Hervorragende politische Mitarbeiter

und eine klare, fest umrissene Stellungnahme zu allen wichtigen
Tagesfragen haben der „SCHLESISCHEN TAGESPOST“
allgemeines Ansehen und eine führende Stellung verschafft.

Die völkische Bewegung

findet in der „Schlesischen Tagespost“ besondere Berücksichtigung

**Zwei illustrierte Beilagen und eine
illustrierte landwirtschaftliche Beilage**

tragen den verschiedensten Belangen und Bedürfnissen des
Leserkreises Rechnung. Die weite Verbreitung der „Schlesischen
Tagespost“ in allen kaufkräftigen Kreisen von Stadt und Land
läßt dieses angesehene und gern gelesene Familienblatt als
besonders geeignetes Insertionsorgan erscheinen

Probenummern durch den Verlag: BRESLAU 2, Tauentzienstraße Nr. 49

Fernsprech-Anschluß: Amt Ring Nr. 1743

Verlags- und Hauptschriftleitung: P. Goitsch

Preuß & Jünger, Sortiments- und Verlagsbuchhandlung

(Inh.: Kropff und Weinberger)

Breslau I, Ring 52

Postfach: Breslau 1093

**Die Besiedlung Schlesiens
in vor- und frühgeschichtlicher Zeit**

von Max Hellmich,
Oberlandmesser in Liegnitz

Mit 8 Karten und 4 Aufslagblättern
herausgegeben mit Unterstützung der Historischen
Kommission und des Schlesiens Altertumsvereins

Porto 0,20

2. Auflage.

GM. 2,50

Die 1. Auflage, welche Dezember 1922 erschien, war
sofort nach Erscheinen ausverkauft. Die 2. Auflage
erschien im Januar 1923 und dürfte in kurzer Zeit
ebenfalls vergriffen sein, da der Vorrat nur noch gering

Wir erwarten die Restbestände von:

Geschichte Breslaus

nach J. G. Adolf Weiß

Napoleons Leben und Niedergang

beides zusammen in einem Bande

Porto 0,10

brochiert GM. 0,90

Goethe in Breslau und Oberschlesien

und seine Werbung um Henriette von Lüttich

Neue Beiträge zu Goethe's Lebensgeschichte
von Adalbert Hoffmann

Mit 2 Vollbildern, 1 Faksimile, 1 Karte
und 8 Textabbildungen

Porto 0,10

brochiert GM. 0,90

Schlesische Volkszeitung

Fernsprecher: Ring 497, 1110, 9248 / Breslau 1, Hummeri 39, 40, 41 / 56. Jahrgang

Was bietet die Schlesische Volkszeitung?

Reichen, gebiengen redaktionellen Inhalt mit umfangreichem, eigenem Drahtdienst / Zuverlässige und schnelle Berichterstattung / Rundfunkdienst / Eigene Berliner Redaktion; Mitarbeiter und Berichterstatte an allen wichtigen Plätzen des In- und Auslandes / Ausgezeichnet orientierte politische Informationen und Leitartikel / Interessante Berichterstattung über lokale Ereignisse / Vorzüglich ausgebauten Handels- und Wirtschaftsteil / Regelmäßig erscheinenden ganzseitigen Berliner Kurzettel (Ausgabe A) / Gebiegene Feuilleton; sorgfältig gewählten Romanzeil / Vielseitigen Sportzeil

Große Illustrierte Wochenbeilage / Achteitige Sonntagsbeilage

Für die Frauenwelt / Literarische Umschau / Aus der Hochschule und Jugendbewegung / Aus dem Reiche der Technik / Land- und Hauswirtschaft / Recht und Steuer / Sport und Turnen Radio-Rundschau / Reisen und Wandern / Stimmen aus dem Leserkreise / Aus der sozialen Praxis / Von Nah und Fern

* * * Trotz dieser Reichhaltigkeit ist die S. V. * * *
eine der billigsten großen politischen Tageszeitungen!

Bezugspreise: Ausgabe A: wöchentlich 12 mal mit vierseitigem Abendblatt monatlich M. 3.40

Ausgabe B: täglich 1 mal, auch Sonntags „ M. 2.40

Bestellungen nehmen stets entgegen: Jeder Briefträger, jede Postanstalt, sowie die Geschäftsstelle Breslau 1, Hummeri 39, 40, 41

Probenummern versendet auf Wunsch jederzeit kostenlos per

Verlag der Schlesischen Volkszeitung, Breslau 1, Hummeri 39, 40, 41

Deutsche Raiffeisen-Bank AG.

F i l i a l e B r e s l a u

Geschäftsstellen in:

Obritz Grünberg Greiffenberg Hirschberg

Lauban Liegnitz

Ausführung aller einschlägigen Geschäfte

Hohe Verzinsung von Spareinlagen

ERNA SPINGARN

Breslau, Neue Schweidnitzer Straße 19

empfiehlt

vornehme Damenhüte

Original Modelle sowie eigene Entwürfe

Fernsprech-Anschluß Amt Ohle 2893

Modehaus Gertrud Kainz

Mäntel / Kleider

Kostüme / Blusen

Anfertigung nach Mass # Zivile Preise

Tauentzienstrasse Nr. 42, 3. Stock

Man
findet
immer
etwas
als

Geschenk
im

Kunstgewerbehaus „Schlesien“ Breslau
Junkernstraße 9

GRAPHISCHES KABINETT TREWENDT & GRANIER

BRESLAU, ALBRECHTSTRASSE 15

1. STOCK / FERNSPRECHER OHLE 4871

HANDZEICHNUNGEN, AQUARELLE, GRAPHIK
MONATLICH WECHSELNDE AUSSTELLUNGEN

TREWENDT & GRANIER'S VERLAG

BRESLAU, ALBRECHTSTRASSE 15

FERNSPRECHER OHLE 4871

JOH. HEROLD: VON SCHEITNIG UND SEINEM PARKE
EINE ORTSGESCHICHTLICHE DARSTELLUNG MIT 2 KARTEN UND 10 BILDERN
GOLDMARK: 1.-

MITTELSTANDSBANK

Albrechtstraße 4¹

*

Annahme
von Spareinlagen
Höchste Verzinsung

*

Geschäftsstellen:

Liegnitz / Goldberg / Haynau / Lüben / Maltzsch / Neumarkt



Werden Sie Mitglied der Theatergemeinde des Bühnenvolksbundes!

Der Bühnenvolksbund, in dem wir den großen Zusammenschluß aller Gleichgesinnten zur Reinigung und Erneuerung unserer deutschen Kultur sehen, ermöglicht durch seine Theatergemeinde den Besuch kulturell wertvoller Theater Vorstellungen zur Hälfte der Kassenpreise.

1. Die große Theatergemeinde (2 Opern- und 8 Schauspielvorstellungen),
2. Die Operngemeinde (nur Mitgliedern der Theatergemeinde zugänglich).
Eine Reihe Opernvorstellungen im Stadttheater,
3. Die Kunstgemeinde (Dichterabende / Vorträge / Konzerte erster Künstler und Schriftsteller,
4. Jedes Mitglied erhält monatlich kostenlos die führende ostdeutsche Kulturzeitschrift
»Der Ostwart«.

Für den einmaligen Beitrag von 1 Mark sind alle wahlfreien Sonderveranstaltungen um weitere 20% gegen die Mitgliederpreise ermäßigt.

Der Bühnenvolksbund ist kein Abonnement für das Theater, er ist weder ein Vergnügungszirkel noch ein bedommlicher Interessentenverein für preiswerte Abendunterhaltung, sondern eine innerlich bewegte, vorwärtsdrängende Gesinnungsgemeinschaft. Im Laufe des letzten Jahres ist es gelungen, den BVB-Gedanken in 50 Städte Schlesiens zu tragen. Wer für die bedeutungsvolle Kulturarbeit das rechte Verständnis hat, wird sich auch mit verantwortlich fühlen und seine Ehre darein setzen, selbst neue Mitglieder zu werben und immer darauf achten, daß die Frage, ob man sich für den christlich-nationalen Bühnenvolksbund oder die »Freie Volksschule« entscheidet, nie eine Frage der Zweckmäßigkeit, sondern der Gesinnung sein muß, denn es geht um das geheiligte Erbe, die Zukunft der deutschen Kultur und die Geisteshaltung unseres Volkes, nicht etwa bloß um das Theater.

Anmeldungen

nur Kaiserin-Augusta-Platz 5, Gde Breitestr. (neben der Kunstakademie)
und in der Bücherstube des Bühnenvolksbundes, Albrechtstraße 46